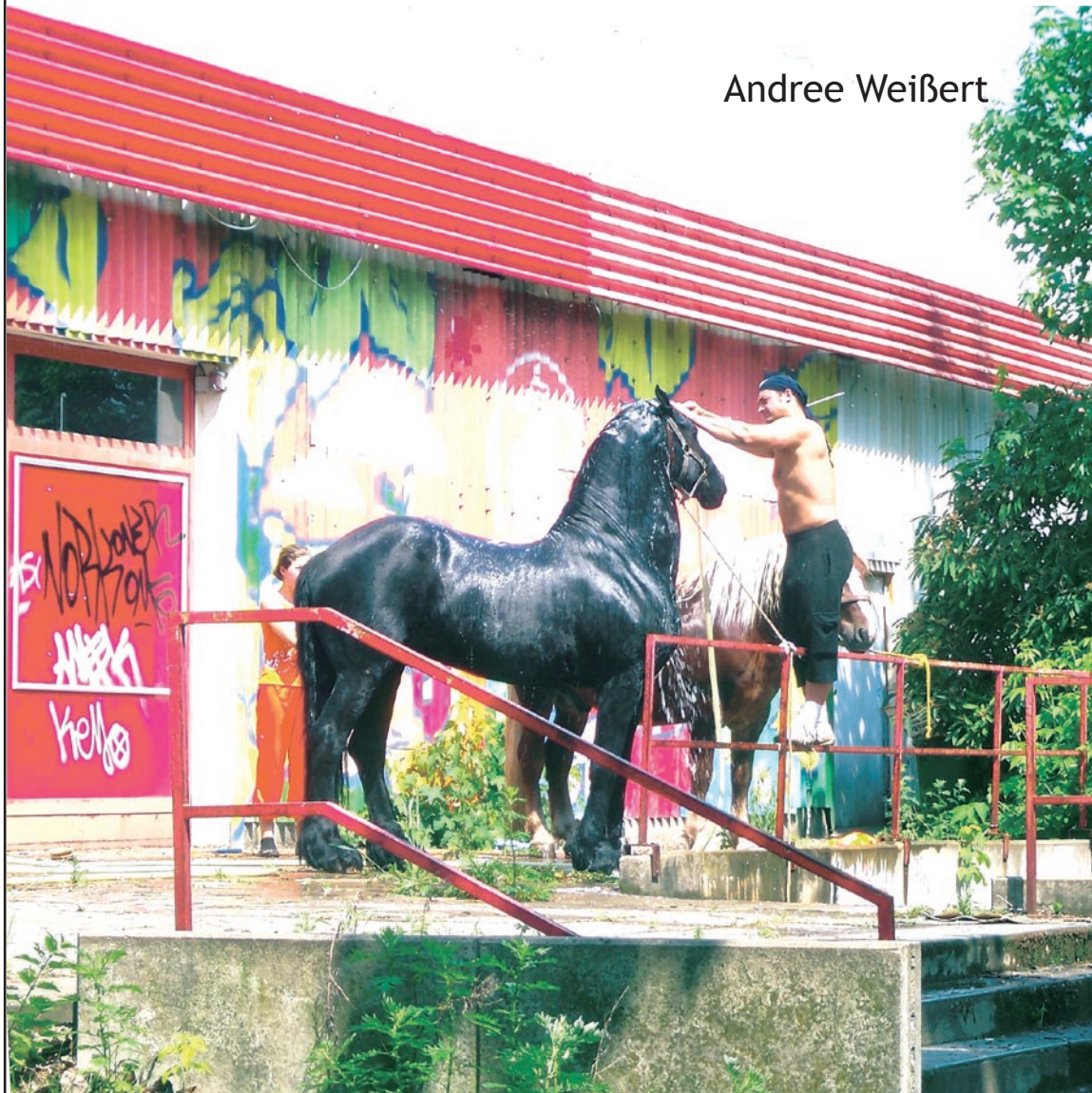
Die hier vorliegende pdf-Ausgabe ist eine leicht gekürzte Version der Diplomarbeit vom 17.07.2007. Die originale Ausgabe lag in 60-facher Ausführung vor und ist momentan vergriffen. Jegliche Weiterverwendung von Abbildungen und Texten/ Inhalten ist nur nach schriftlicher Genehmigung durch den Verfasser rechtens.

learning from CIRCUS

zu einer Architektur des Raumes

Andree Weißert



Die Beschaffenheit des Raumes findet in den Grenzen von gebauten Volumen nur eine unzureichende Beschreibung. Bilder, mit denen wir für gewöhnlich Architekturen kommunizieren, referenzieren Vergangenes und werden der Gegenwärtigkeit des Raumes nur unzureichend gerecht.
Unser Wohnen findet einen Ausdruck in Formen, die sich an den Motiven des „Gewohnten“ orientieren und fügt sich in den Rahmen überholter Bedingungen.
Diese Arbeit ist ein Statement zu einer aktuellen Architekturdiskussion und der Versuch diese für ein breiteres Publikum lesbar zu machen. Bilder und Begriffe sind in ihrer Selbstverständlichkeit in Frage zu stellen um so einen Zugang zu einer gegenwärtigen Architektur zu ermöglichen

- zu einer Architektur des Raumes.

LEARNING FROM CIRCUS

zu einer Architektur des Raumes

freie Diplomarbeit
von Andree Weißert

1. Prüfer Prof. L.E.O. Eckhardt
2. Prüfer Prof. Florian Borkenhagen
HafenCity Universität Hamburg (HCU)
Fachbereich Architektur 2007

Fakten

In der Bundesrepublik hält die Umwandlung von Freiflächen in Wohn-, Verkehr-, Freizeit- und Gewerbeflächen an, jeden Tag werden rund 105 Hektar Freiflächen in Siedlungs- und Verkehrsflächen überführt. Das sind rund 43.700 Quadratmeter pro Stunde. Jede Sekunde werden ungefähr sechs Quadratmeter Grund und Boden versiegelt oder etwa drei Quadratmeter überbaut. Indizien für die Verlagerung ins Suburbane: Bereits 1997 standen im Ruhrgebiet 48 Prozent aller Betriebe und 54 Prozent der großen Einkaufszentren auf der „grünen Wiese"; in den neunziger Jahren entfielen etwa 75 Prozent des in Ballungsgebieten erzielten Bevölkerungszuwachses auf die Ballungsränder, wo der Wohnungsbau entsprechend steigt und die Siedlungsstruktur immer verkehrsintensiver wird. - Der Anteil der Siedlungsfläche an der Gesamtfläche hat sich im alten Bundesgebiet in 50 Jahren nahezu verdoppelt. - Fläche, die ein einzelner Bundesbürger für Arbeit, Wohnen, Mobilität und Freizeit beansprucht: 350 Quadratmeter (1950), 524 Quadratmeter (2002). Signifikanter Anstieg der Wohnfläche pro Einwohner: von 16 Quadratmeter im Jahr 1960 auf 41,6 Quadratmeter im Jahr 2002 - Zugleich kontinuierlicher Anstieg der Baugenehmigungen: Zwischen 2002 und 2003 um 8,3 Prozent. Insgesamt wurde der Bau von 296.000 Wohnungen genehmigt - Eigenheim im Grünen: Beliebteste und zugleich aber auch flächenaufwendigste Wohnform, die mindestens doppelte Baufläche gegenüber einer städtischen Alternative benötigt. (aus: Deutschlandschaft, S. 39; Katalog zum deutschen Beitrag zur 9. Architekturbiennale in Venedig, 2004; Hatje Cantz)

INHALT

learning from... 5
über... 7
Studien 10

wenn ich an Zirkus denke... 12

Der Zirkus, den ich meine 13
das Zelt 14
Konstruktion 15
Manege 16
Tribüne 16
Hülle 18
Orte 18
Wagen 19
Licht 20
Musik 21
Publikum 22
Direktor 22
Clown 23
Zauberer 23
Artisten 24
Zirkusgesellschaft 24
also... 25

über das Wohnen **26**

Bauen Wohnen Denken 27
Wohnen im Wandel 28
der Selbstbeherrschungsraum 31
Konditionierte Räume 34
Dinge 38
Material 39
über das Erinnern Koordinatensysteme 41
Nutzungsdauer/ Nutzungsdichte 44
smart house 46
Atmosphäre 48
Räumliche Individualisierung 49
privatisierte Öffentlichkeit / veröffentlichte Privatheit 50
Wohnbedürfnisse 53
sampling 54
Stil 56
Benutzer 61

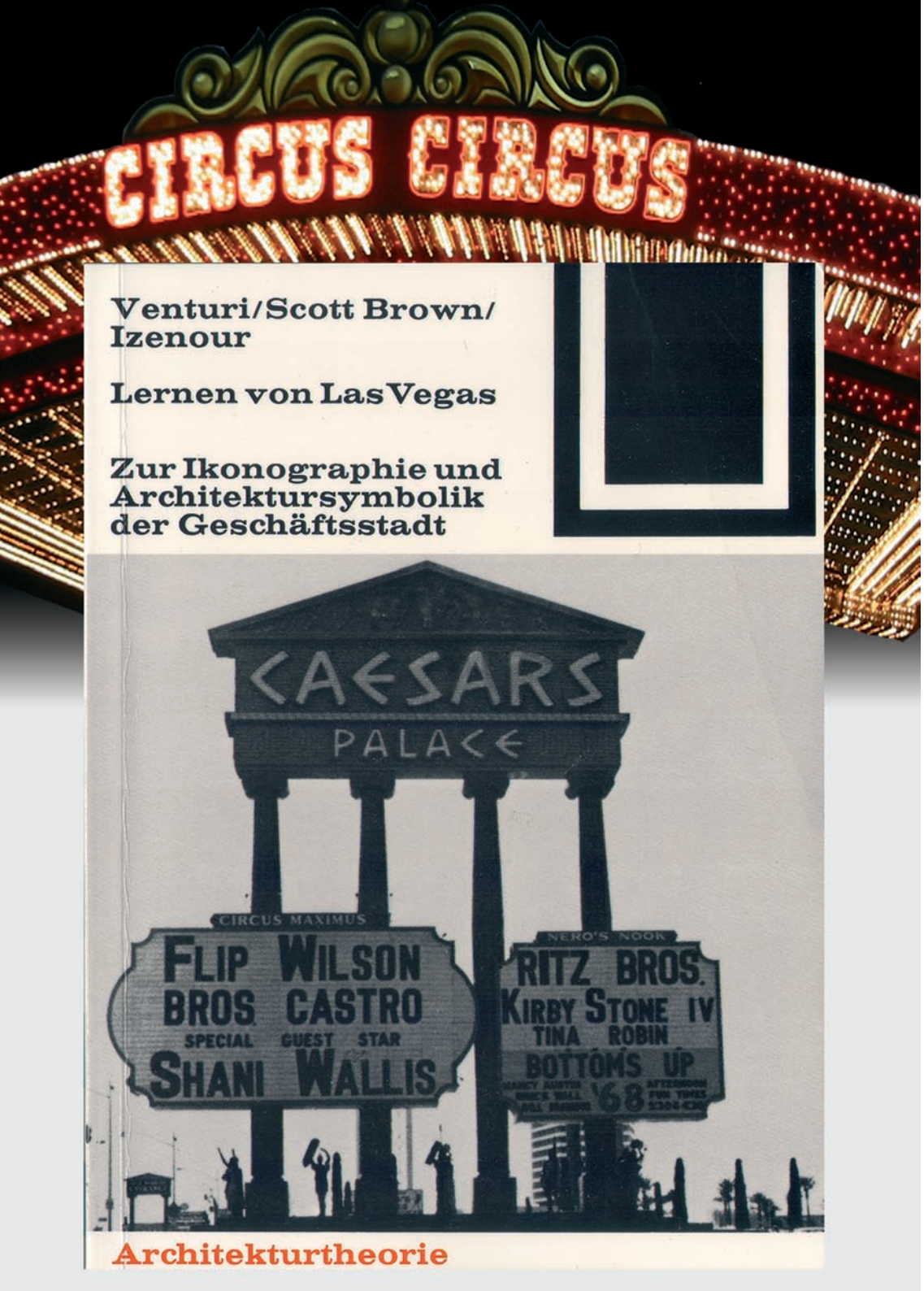
learning from circus **63**

Raum 64
Konsistenz - Effizienz - Suffizienz 68
Akteure und Statisten 71
Masken 74
e-bay 76
die Markierung von Räumen 80
Raumstrategien 83
Lebensabschnittsapplikationen 88

Strategien **91**

aCircus Agentur für räumliche Lebensaspekte 92
clippclappsystems Büro für angewandte Raumstrategien 93
natur2null Agentur für Sekundärnaturen 93
mama2null 94
Museum der Dinge die wir haben aber nie brauchen 95
die Beschreibung des Raumes über seine Grenzen 96

Literatur 97
Bildnachweise 98



learning from...

Den eigenen Motivationen einen Rahmen zu geben, eine Form zu finden, die in der Lage ist, Gedachtes zu transportieren, Bilder zu erzeugen und Verhältnisse darzustellen, ist immer die Suche und der Versuch, über Assoziationen ein Erleben, Begreifen und Nachvollziehen zu stimulieren. Oft verzerren sich Gedanken oder stellen sich ganz anders dar, wenn man, wie in der Architektur üblich, sie auf eine einfache oder auch komplexe Form reduziert und den Betrachter mit dieser allein lässt. Jedes Bild, jede Form spricht zu uns, gibt uns Anhaltspunkte und eröffnet ein unkalkulierbares Geflecht von Assoziationen die mit den ganz persönlichen Erfahrungen verknüpft sind und eine Eigendynamik entwickeln.
Fast jeder, der ein paar Jahre seines Lebens dem Architekturstudium gewidmet hat, ist, obwohl kaum jemand dieses postmoderne Manifest gelesen hat, der Titel und damit die Assoziation “learning from Las Vegas“ bekannt; fast jeder hat aus seinen eigenen Erinnerungen einen Zugang und ein Bild vom

Zirkus. Die aus er Komination dieser zwei Motive entstehende Verwirrung ist durchaus beabsichtigt und soll einerseits einen Kontext zur Architektur herstellen, andererseits die eigenen Erfahrungen in ein Verhältnis zum Beschriebenen setzen.
Learning from Las Vegas hat eine im Sommer 1968 durchgeführte “Feldstudie“ in Las Vegas als Hintergrund. Die praktizierenden Architekten/ Professoren Denis Scott Brown und Robert Venturi haben unter Mitarbeit von Steven Izenour und einer Gruppe von Studenten die “Ikonographie und Architektursymbolik der Geschäftsstadt“ erforscht, um aus dieser eine abstrahierte Architekturtheorie zu entwickeln und ihren eigenen Bauten und formalen Ansprüchen einen “wissenschaftlichen“ Background zu geben. Zu den Bildern von Las Vegas der späten 60er Jahre haben wir von heute aus kaum noch einen Zugang, damals stellte es sich noch deutlicher lesbar als eine improvisierte Wüstenstadt dar. Als plakative Gegenüberstellung dienten ihnen die rationalisierten und industrialisierten Architekturvorstellungen des so genannten “international styles“. So haben sie sich des Images von Las Vegas bedient, um die dort gefundenen Symboliken und Strategien als Funktionsmuster unserer Wahrnehmung zu identifizieren um daraus eine, wie wir von heute aus werten, reaktionäre, verspielte und fragwürdige Architektursprache zu entwickeln. Es ging ihnen dabei jedoch nicht um das Positionieren von Leuchtreklamen auf ihren Architekturen und auch der Begriff der Medienfassade wurde erst viel später geprägt. So, wie zuvor geometrische Ordnungen der Architektur einen Rahmen gegeben haben und man später die Phänomenologie oder eine Systemtheorie als Entwurfsstrategie verfolgt hat, waren Venturi und Scott Brown in Las Vegas auf der Suche nach Anhaltspunkten und Orientierung. Die bildhafte Adaption und Applikation von stilistischen Elementen, von Zeichen und Symbolen war für die postmoderne Architektur und somit auch für Venturi und Scott Brown von besonderer Bedeutung. Genau davon möchte ich mich so weit wie irgend möglich distanzieren. Die Methodik, mit der sie Las Vegas als Ausgangspunkt ihrer Darstellung instrumentalisierten, halte ich hingegen für eine sehr gelungene. Das hat mich dazu inspiriert, für meine Überlegungen ebenfalls ein referenzielles Motiv aufzugreifen: das Bild vom Zirkus.
Auch wenn Venturi und Scott Brown ihrer Arbeit mit Hilfe einer schematischen Methode den Anschein von wissenschaftlichem Arbeiten geben, räumen sie selbst ein, dass ein Architekt, der entwirft und baut natürlich nur schreibt, um der eigenen Arbeit einen Kontext zu geben. Es geht ihnen also weniger um ein um Objektivität bemühtes Suchen, sondern vielmehr um ein subjektiv motiviertes Finden.
Das mag einigen akademischen Disziplinen nutzlos und suspekt erscheinen. In der Architektur jedoch ist die subjektive Vermittlung das beste Mittel und eine angemessene Methode, um einen Eindruck zu hinterlassen. Architektur unterliegt bei aller Rationalität und Konzentration einer absoluten Beliebigkeit. Es geht nur selten um Fakten und meistens um Möglichkeiten. Jeder Versuch, objektiv zu argumentieren, hätte so weitverzweigte Konsequenzen, dass auf dem Weg das Ziel verloren ginge.
So kann man die subjektive Betrachtung als eine Methode verstehen, die der Tatsache gerecht wird, dass Lebensräume nur sehr unzureichend in Zahlen, Daten und Fakten eine Beschreibung finden und nicht objektiv qualifizierbar sind.
So ist auch diese Arbeit nicht als eine wissenschaftliche zu verstehen, sondern als ein Versuch, mit der Tragweite von imaginierten Bildern einen Eindruck zu beschreiben, der über die Fakten hinausgeht und die Erfahrungen des Lesers mit einbezieht.

über...

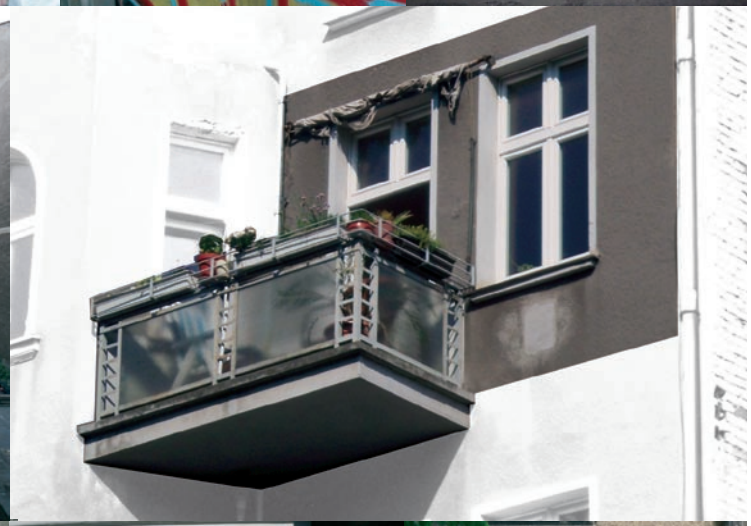
Was ist Architektur, was tun wir, wenn wir planen und bauen?
Beschreiben wir damit nicht, wie wir in der Welt sind?

Ist es nicht der dauernde Versuch, Bilder und Formen zu finden, um der Relationen zwischen dem Individuum und seiner Umwelt einen Raum, einen Rahmen, eine Bühne zu geben? Ist die materielle Struktur, die wir erschaffen nicht als eine Nachbildung unser eigenen physischen Existenz zu verstehen? Ist Architektur mehr ein Eingrenzen oder ein Ausgrenzen?
Wenn Raum, wie es Heidegger beschreibt, von den Dingen ausgeht, und wir uns ebenfalls als ein solches verstehen, dann ist das Bauen die Definition von Grenzen, das Einschreiben des Raums in ihn begrenzende und reflektierende Oberflächen. Diese gewähren ein reibungsloses Nebeneinander der Dinge, eine durchdringungsfreie Isolation paralleler Existenzen in selbstreferenziellen Sphären. Diese Sphären stehen in einem Spannungsfeld, einem Allraum, den wir die uns umgebende Natur nennen.
Mit welcher Selbstverständlichkeit schaffen wir diese ein- bzw. ausgrenzenden Verfügungs- und Kontrollzonen? Wozu dient uns die Abwesenheit bzw. selektierte Anwesenheit von unkontrollierter Natur, von Umgebung? Wie können wir daraus Rückschlüsse auf unser Sein in der Welt ziehen?
Ich habe das Bauen als ein selbstverständliches Handeln kennen gelernt, als ein Gestalten, Errichten und Erhalten von zumeist einfachen, den Konventionen des Daseins entsprechenden Strukturen. Nur selten sind dabei Dinge entstanden, denen über den Nutzen und die Schönheit hinaus ein besonderer Wert beizumessen wäre. Sehr schnell fügen sich die Dinge in den Rahmen des Gewöhnlichen.
Jedoch verstehe ich das Planen und Bauen als eine Konfrontation mit den Wünschen, Motiven und Vorstellungen der Bauherren und potentiellen Nutzer und messe dieser Auseinandersetzung eine besondere Qualität zu.
Das Wohnen erlebe ich als etwas, dass sich in unserem Kultur

kreis offenbar aus einer langen Entwicklung in etwas Selbstverständliches verwandelt hat. Etwas, das nicht von der Grundlage des Bedürfnisses oder der Notwendigkeit entwickelt wird, sondern sich aus Traditionen und gewohnten Bildern speist. Mit dem Wohnen ist wie selbstverständlich immer das Sein in (Wohn-)Häusern und Wohnungen gemeint und es wird nie davon losgelöst als ein Sein in der Welt betrachtet. Wer keine Wohnung hat, wohnt nicht.
Der Mensch, aus einer Symbiose mit seiner Umwelt kommend, hat dank seines Intellekts aus den Phänomenen der Natur gelernt. Er hat verstanden die Zusammenhänge, die Gesetzmäßigkeiten und Abhängigkeiten zu entschlüsseln. Dieses Wissen ermächtigt ihm zunehmend, sich selbst den meisten Platz einzuräumen. Wo früher der Mensch in einer ihn einfassenden Natur auf der Erde war, die seinem Sein einen Raum gegeben hat, ist heute ein Mensch, der sich als Beschützer dieser Natur auf der Erde zu verstehen versucht. So sehr hat sich unser Selbstbild und unser Tätig sein in dieser Welt verselbstverständlicht, dass sich die Verhältnisse komplett verkehren. Wo früher der Mensch den Formen und Landschaften gefolgt ist und darin seine gefunden hat, hat ein stetiges Lernen den Menschen ermächtigt, seine Erfahrungen an andere Orte zu tragen und im Widerstand gegen die Erscheinung der Natur Formen zu implantieren („Widerstand erzeugt Formen“, Matthew Barney, drawing restrait 9, 2006). So ist das Sein auf dieser Welt zunehmend von einem Überformen und Verfügen gezeichnet, dem Versuch, auf dieser eine übergreifende Parallelebene einzufügen, die die natürliche Umwelt, unsere erste Natur, aus den selbst geschaffenen Bedingungen des Menschen ausgrenzt.
Unser Verhältnis zur Natur ist ein äußert abstraktes geworden. Die meisten Menschen erleben ihre Umwelt nicht mehr in einer reellen Auseinandersetzung mit ihr, in einem face-to-face-Moment, als ein Wirken mit und in ihr, sondern als einen fensterhaften Bildausschnitt, als ein um Wissen ergänztes, aber aus dem Kontext genommenes Abbild dessen, was wir als unsere Umwelt zu lesen gelernt haben.
Über Bilder erfahren wir heute die Welt und uns in ihr. So ist es wenig verwunderlich, dass wir uns, wenn wir uns mit dem Bauen und Wohnen auseinander setzen, in erster Linie an dessen Erscheinen in Bildern, also am Gewohnten orientieren. Wenn wir vom Wohnen sprechen, erzeugen wir in der Regel ein Bild (im Kopf); dieses vermögen wir zu vermitteln und als ein solches wird es offensichtlich auch oftmals verstanden. So geht es weniger darum, der Existenz einen Platz einzuräumen, sondern vielmehr darum, Bilder zu finden, die diesen Ort beschreiben.

Immer wieder sind wir durch unser Wissen und unsere Erkenntnisse über diese Welt mit der Tatsache konfrontiert, dass wir in einer Weise handeln, die uns über kurz oder lang die Grundlagen des Lebens entzieht. Parallel zur absoluten Automatisierung unseres Handelns entwickelt sich ein Bewusstsein für die unabdingbaren Folgen dieses Tuns. Das gipfelt darin, dass wir, schon bevor wir handeln wissen, was über das eigentlich gewollte Ergebnis hinaus, die Konsequenzen daraus sind. Das Schlagwort der Nachhaltigkeit verweist genau darauf. Es geht darum, ein Ereignis in den Kontext seiner Nebenwirkungen zu stellen, ganzheitlich zu betrachten und zu bewerten.
Erstaunlicherweise ist das Erkennen nicht automatisch an ein Reagieren gebunden. Die Vorlagen unseres Handelns sind offenbar nicht an Wissen, sondern an Erfahrungen gekoppelt. Wenn wir nicht warten wollen bis unser ressourcenfressendes und Grundlagen zerstörendes Verhalten unsere Existenz nicht nur bedroht, sondern überformt, dann müssen wir nach Erleb-

nissen und Bildern suchen, die uns und unsere Umwelt schonend in einen neuen Zusammenhang stellt.
Das, was wir heute allgemein als Wohnen verstehen, ist tatsächlich eine der dekadentesten Formen des Daseins. Wir verfügen mit unserer Selbstverständlichkeit und unseren Gewohnheiten über unverhältnismäßig viel Energie und Ressourcen, viel mehr, als jemals eine Kultur es getan hat und feiern dabei täglich neue Erfolge in Sachen Effizienz. Jedoch scheint es einfacher, die schon oft gezeigten und gesehenen Bilder von Weltenden nachzuvollziehen als ein Umdenken und Einlenken zu erwägen. Alle Gewinne, die eine stark forcierte Effizienzsteigerung bisher eingefahren hat, sind gleichsam durch einen Mehrkonsum an Flächen, Verbrauchsgütern und Verkehr vernichtet worden.
In der Debatte um ein nachhaltiges Wirtschaften stehen immer noch technologische Entwicklungen im Vordergrund, die - unabhängig vom Verhalten der Konsumenten - den Verbrauch und die Belastungen reduzieren. Widerstandslos lassen sich solche Systeme, vor allem wenn sie sich rechnen, in unser gewohntes Verhalten integrieren. Wir haben eine wissenschaftliche Elite, die subventioniert und gepuscht durch den politischen Wunsch, als Hochtechnologiestandort mit einer Vorreiterrolle in Sachen Nachhaltigkeit in Zukunft den Markt für Massenkonsum von politisch korrekten Technologien zu dominieren. Solange unser Selbstverständnis davon ausgeht, dass das Volumen von gehandelten Produkten unser Überleben sichert, befindet sich diese Strategie in der Sackgasse. Das Produkt, die Waren der Zukunft müssten stattdessen Dienstleistungen sein, die eine Verfügbarkeit unseres Lebensstandards gewährleistet ohne dabei in Unmaßen Ressourcen zu verbrauchen.
Das setzt jedoch voraus, dass wir unser Verhalten, unsere Selbstverständlichkeiten und unsere Gewohnheiten auf den Prüfstand stellen. Erstrebenswert wäre, wenn ein Nachdenken darüber zu einem ungeahnten Mehr an Lebensqualität führen würde, zu einem besseren Sein in der Welt.
Damit einhergehend möchte ich die These in den Raum stellen, dass ein großer Anteil unseres Handelns und unserer Selbstverständlichkeiten auf Ersatzhandlungen zurückzuführen sind, auf Motive, deren Impressionen in einer abstrahierten Form unseren Bedürfnissen und Wünschen entspricht, sie aber nur unzureichend oder mit einem übersteigertem Aufwand befriedigen.
Learning from Circus ist der Versuch, eine Parallelität zwischen der Motivation des Zirkus und unseren Wohn- und Handlungsprojektionen aufzuzeigen und stellt die Frage nach einer anderen, einer dem Erleben und nicht den Bildern gerecht werdenden Architektur.
Ich möchte den Zirkus nicht als eine eins-zu-eins Vorlage verstehen, ich will nicht dazu ermutigen, Akrobat oder Clown zu werden, im Wohnwagen zu wohnen und von nun an durch die Weltgeschichte zu ziehen. Ich möchte lediglich eine unserem Verstehen naheliegende Methode heranziehen und über das Beschreiben und Nachvollziehen von Bildern einen Handlungs(spiel)raum erfahrbar machen. Der Zirkus ist für mich eine Erscheinung, die neben vielen anderen, ihre ganz eigene Form in unserem Kulturkreis gefunden hat. Der Zirkus reagiert auf die uns umgebende Welt ganz anders, als wir es gewohnt sind und ist dabei unseren Bedürfnissen ganz nah. Er erzeugt eine Atmosphäre, die das Publikum aus ihrem Selbstverständnis abholt und mit Mitteln, die auf der Basis unserer Begrifflichkeiten basieren, eröffnet er ein anderes Erleben, einen anderen Zugang zur Welt. Ich will mich anhand des Zirkus auf die Suche nach Motiven machen, die unser Selbstverständnis reflektieren und alternative Konzepte anregen.



studien

Es wäre anmaßend, aus meiner eingeschränkten Perspektive ein Konzept für ein anderes Wohnen mit einer Allgemeingültigkeit zu entwickeln. Jedoch sehe ich mich als fachkundigen Planer und Entwickler in einer Position, in der potentielle Auftraggeber mit einem gewissen Grad an Offenheit an mich herantreten, um bei der Umsetzung ihrer Wünsche und Bedürfnisse Unterstützung zu bekommen. Genau an dieser Stelle liegt ein gewaltiges Potential: Über ein aufmerksames Zuhören und einen intensiven Dialog zu Ergebnissen zu kommen, die sowohl individuell befriedigend als auch nachhaltig sind.
Das erfordert von uns Planern und Architekten, dass wir über einen großen Erfahrungsschatz verfügen. Wir müssen lernen, die Essenz der vorgestellten Bilder und die beschreibenden Worte zu deuten, wir müssen Referenzen entwickeln, die nachvollzogen werden können. Wir müssen uns als Fachleute selbst viel stärker mit unserem Handeln und unseren eigenen Motiven auseinander setzen.
Mein eigenes Wohnen während der Zeit meines Studiums habe ich als ein Studieren verstanden. Wissenschaftlich würde man das mit der Methode der „teilnehmenden Beobachtung“ bezeichnen.
Gewohnt habe ich in dieser Zeit:

In Hamburg:
- in einem selbstverwalteten Hausprojekt
  mit sieben Bewohnern
- in einem ungedämmten Werkstattgebäude zwischen
  Musikerproberäumen
- in einer gewöhnlichen 4-Zimmer-Altbauwohnung als
  Dreierwohngemeinschaft
- in einem Gewerbeloft als Vierer-Wohngemeinschaft in
  Anbindung an eine große Hinterhofgemeinschaft

und schließlich innerhalb von 15 Monaten **in Berlin** lediglich mit einer Kiste und zwei Taschen ausgestattet, fünf unterschiedliche, in der Regel voll möblierte Wohnungen als Untermieter genutzt. Diese waren:
- zweimal eine Dreierwohngemeinschaft in Altbauwohnungen
  einmal eine Zweierwohngemeinschaft
- eine Plattenbauwohnung mit Wohn- und Büronutzung
  in einem 10 m²-Zimmer
- und zuletzt ein „Kulturverein“, andere würden sagen
  eine Kneipe mit Schaufenster und gemischter,
  wechselnder Nutzung

Es verwundert nicht, dass die Bilder, die zu diesen Beschreibungen in der Vorstellung der Empfänger entstehen, oft nichts mit der erlebten Realität zu tun haben. Für mich, besonders in diesem einen Jahr des dauernden Umziehens, war es von besonderem Interesse, unterschiedliche Raum- und Wohnungsproportionen nachzuvollziehen, Abhängigkeiten zu identifizieren, mich mit Begriffen wie Zuhause, Eigentum und Verfügbar-keit, Privatsphäre, öffentliche Räume, räumliche Identitäten, Zugehörigkeit, Lebensqualität und Notwendigkeiten auseinander zu setzen. Selbstverständlich ist ein zeitlich limitierter Ausnah-

mezustand, als welcher dieser zu verstehen ist, immer anders bewertet als ein kontinuierliches Sein über viele Jahre hinweg. Trotzdem kann ich aus dieser Zeit auf ein gewisses Spektrum an Erfahrungen zurückgreifen, habe die Lebensentwürfe und Tagesabläufe anderer miterleben können und bin immer noch nicht so satt, dass ich mich desillusioniert in den Rahmen des vorgedachten Wohnens niederlassen möchte – ganz im Gegenteil. Von hier aus möchte ich sagen: Gebt das Wohnen auf und fangt an, Räume zu erschließen, zu erleben...

...davon soll meine Arbeit handeln

WENN ICH AN ZIRKUS DENKE...

der zirkus, den ich meine

Der Zirkus, den ich meine, ist eine Kindheitserinnerung, eine Erinnerung, die immer aufkommt, wenn ich irgendwo auf einer trostlosen innerstädtischen Brache ein kleines oder größeres bunt gestreiftes Zelt mit einer Ansammlung von zu einer Burg geformten Wagen sehe. Ein Zelt, so groß wie ein Haus, eine Form, die sich einzig aus seiner konstruktiven Logik generiert und doch so von seinen fantastischen Inhalten verklärt ist, dass jede rationale Auseinandersetzung mit der Architektur unweigerlich in eine Sackgasse führt. Es geht mir nicht um die formale Ästhetik des Zeltes, der Wagen oder der Kulissen und Kostüme. Ich interessiere mich an dieser Stelle nicht für Event-Management, finanzielle und soziale Rahmenbedingungen. Auch die Frage, ob die Dressur und die Zurschaustellung von Tieren ein artgerechter Umgang ist, möchte ich hier außen vor lassen. Ich interessiere mich für den Zirkus, der aus meinen in der Kindheit verankerten Erinnerungen eine Parallelwelt, eine Alternativwelt generiert, eine andere Realität zulässt als die „gewohnte“ und mit dieser unserer scheinbar spielerisch umgeht. Ich interessiere mich für den Zirkus, der mit dem Einsatz minimalster Mittel Welten erschafft und uns ins Staunen versetzt, an einem Ort, der nur in der kurzweiligen Anwesenheit der Akteure überhaupt als Ort wahrzunehmen, identifizierbar ist.

Während meiner Vorbereitungen für diese Arbeit habe ich mich eingängig mit dem Zirkus auseinander gesetzt. Jedoch zeigt sich das Erscheinungsbild des Zirkus heute auf so vielfältige Weise, dass eine differenzierte Analyse den Rahmen der Arbeit überschreiten würde und der Idee nicht dienlich wäre. So findet man nach wie vor eine Vielzahl von kleinen Zirkussen, die mehr schlecht als recht mit einem innovationslosen Programm von Vorort zu Vorort ziehen, und kaum noch ein Kind mit ihren Darbietungen aus der Reserve locken können. Noch immer lassen sie Pferde im Kreis laufen, erst die Kleinen, dann die Großen. Das Bild, welches sie vermitteln, hat oft den Beigeschmack von Hoffnungslosigkeit. Die größeren Betriebe haben ihre Programme weiter entwickelt und teilweise ganz neue Formen gefunden. So kommt zum Beispiel aus Frankreich eine neuere Schule, die Clownerie, Tanztheater und Akrobatik verbindet und so zu einem neuen Ausdruck findet. Sie bedienen sich aller technischer Möglichkeiten und Medien und sind als Unterhaltungsbetriebe auf dem allerhöchsten Niveau angesiedelt. Im Rahmen des Zirkus findet man zudem Dinnerveranstaltungen, bei denen das Publikum während des Essens von Tänzern und Artisten bedient und unterhalten wird.

Nicht außer Acht lassen kann man, dass wir heute ebenso vom Medien- oder Lifestylezirkus sprechen und damit Teile unserer Gesellschaft bezeichnen, die in einer sensationellen Kurzlebigkeit und Geschwindigkeit mit viel Aufsehen für immer neue Sensationen sorgen. So sind die Akteure in diesem Kontext Sportler, Musiker, Künstler, Designer (natürlich auch Architekten) und Marketingstrategen, die die Metropolen dieser Welt,

aber genauso auch das Internet als ihre Manege verstehen.
In besonderer Weise bin ich durch einen ca. 20 minütigen Film inspiriert, der den Zirkus des amerikanischen Künstlers Alexander Calder vorführt. Calder, als einer der wichtigen Vertreter der kinetischen Plastik und Freund von Piet Mondrian und Joan Miro entwickelte in den 1920er Jahren in Paris einen Miniaturzirkus, der heute im Whitney Museum in New York ausgestellt ist. Sämtliche Darsteller, wie auch Tiere und Kulissen sind aus Draht, Korken, Stoff und anderen einfachsten Materialien zu unglaublich präzisen, mechanisch funktionierenden Plastiken geformt. Der Film zeigt einen schwerfällig wirkenden, dicken Mann, der auf dem Fußboden eines nicht ausgebauten Dachbodens hinter der Kulisse eines „Zirkuszeltes“ kniet und dramaturgisch untermalt seine winzigen Puppen mit Leben erfüllt. Im Hintergrund sitzt (s)eine Frau und legt dazu Platten auf. Calder gibt den Darstellern seine Stimme und glänzt als Direktor des Geschehens.
Zwei Aspekte sind dabei für mich bemerkenswert: Einerseits ist es der Zirkus an sich, die Kinetik, die Spannung, die Komik und Überraschung, die der Film und die Figuren ohne Weiteres transportieren können. Andererseits ist es die Tatsache, dass dieser behäbige und respektable Mann sich eine kindliche Miniaturwelt erschaffen hat, in der er offensichtlich einen eigenen Handlungsraum, man könnte auch sagen, ein Zuhause gefunden hat. Calder benutzt seinen Zirkus als Projektionsfläche, als erweitertes Spielfeld. In seinen Darstellern wohnt sein Geist und so findet er sich überall, egal ob in New York oder Paris in ihnen wieder.

Um das von mir gewählte Motiv vom Zirkus darzustellen und als Gedankenreferenz greifbar zu machen, werde ich den Zirkus, den ich meine, im Folgenden eingehend beschreiben:

das Zelt Lange bevor der Mensch anfing, die Natur zu modifizieren, um ihrer Herr zu werden, als der Mensch lernte, Kraft seines Verstandes und seines Geschicks, seinem Dasein in der emphatielosen Rücksichtslosigkeit der Natur einem Raum zu geben und sich zu behaupten, kannte er das Zelt. Nicht mehr als eine (dritte) Haut, gebäumt über Stöcken und Stangen, eine Haut mit Abstand zur Eigenen, ein Innen – ein Außen, eine Erweiterung der eigenen, physiologischen Abgrenzung zur Umwelt durch einen Schutz- und Handlungsraum. Sicherlich war das Erleben dieser selbstgeschaffenen Atmosphäre für das Selbst-Erkennen ein Schlüsselreiz. Die Erfahrung, dass wir - durch Widerstand gegen die Bedingungen motiviert - Formen erzeugen, Formen, die uns Handlungsoptionen offenbaren, hat eine logische Kreativität zu einem geistigen Evolutionsmotor werden lassen. Dies hat noch lange nichts mit Baukultur, mit technischer Beherrschung, mit einer Kultur des Beherrschens zu tun, noch ist kein Stein gebrannt, kein Rad erfunden oder die Geometrie entdeckt.
So ist auch die Kreisform des Zeltes, wenn auch nicht in seiner geometrischen Perfektion, so doch in seiner Logik als einfachste umschließende Linie die ursprüngliche und trotz aller Interventionen des Rechtecks die rationalste Form.

Konstruktion Die Konstruktion eines Zeltes ist auf denkbar viele Arten möglich. Prinzipiell handelt es sich jedoch um eine minimierte Kombination von flächigen, biegeweichen, zugfesten Materialien mit Druckstäben und Zugseilen. Die flächigen Elemente, ursprünglich Tierhäute, dann gewebte und imprägnierte Fasermaterialien, später armierte Kunststofffolien und letztendlich Hightech-Membranen, beschreiben mit ihrer enormen Materialeffizienz - mit einer Stärke von nur wenigen Millimetern - eine subjektive wie objektive räumliche Trennung. Sie schaffen ein Innen und ein Außen, ein Drinnen und Draußen. Die Druckstäbe, ob nun aus Holz, Metallen oder Kunststoffen wie Fieberglas oder Karbon, definieren durch ihr Vermögen, in Stabrichtung enorme Kräfte ableiten zu können, die Höhe des zu umschließenden Raums. Die Zugseile, einst natürliches Faserflechtwerk, heute in der Regel Stahlseile, fixieren die Druckstäbe in einer vorteilhaften Position und geben der Membran durch Spannung und Führung die raumbildende Form. Das ordinäre Zirkuszelt, welches ich als Referenz heranziehen möchte, hat in der Regel vier Pylone, welche symmetrisch, die zentrale, kreisrunden Manege in ein Quadrat eingeschreiben. Diese Pylonen definieren die Höhe des erlebbaren Raumes. Sie sind im Grund gelenkig verankert und an ihren oberen Enden untereinander verstrebt und verspannt. In einer zweiten Ebene, die flächenmäßige Begrenzung des Zeltraumes definierend, befindet sich ein weiterer Pylonenkranz, der, da er nun einen wesentlich größeren Radius nachvollzieht und den Kreis polygonal abbildet, sich aus einer vielfachen Zahl der vier zentralen Pylonen formiert. Dieser Kranz markiert gleichzeitig die minimale Höhe des Zirkuszeltes. Auch diese Pylone sind gelenkig mit dem Grund verbunden. Ein weiterer Kranz umschreibt das Zelt, nun jedoch nicht mehr im Inneren, sondern im Außenbereich. Es ist ein Kranz aus entgegen der Zugrichtung in den Boden eingeschlagener Pflöcke, die in Verlängerung der Linie, welche im Zentrum ihren Anfang hat und sich über die Fußpunkte der Pylonen des polygonalen Kreises nachvollziehen lässt. Während die Pylonen die Druckkräfte in den Boden leiten, nehmen diese Pflöcke die enormen Zugspannungen auf, die sich aus dem Aufspannen der Membran über das Stabwerk ergibt.

Aus der geometrischen Logik der Form sowie der Kraftrichtung in ihr ergibt sich für die Membran ein Schnittmuster aus einer Vielzahl von gleichen, streifenförmigen Bahnen, die sich zum Zentrum hin verjüngen. Diese himmelwärts strebende perspektivische Zerrform wird oftmals durch ihre Zwei- oder Mehrfarbigkeit unterstützt und ist als geometrische Bedingung zum Erkennungszeichen mutiert.

Die vertikale Eingrenzung des Zeltes an seiner äußeren Begrenzung erscheint wie die Fortführung des Daches in einer anderen Ebene, stellt sich aber bei genauerer Betrachtung als einen fast spannungslosen Vorhang da, der sich der horizontalen Verspannung des Pylonenkranzes als Führung bedient. Ohne Weiteres können zu dieser Grundform weitere „Anbauten“ in Form von Eingängen und Zugängen addiert werden, die aber in keiner Weise in das geschlossene statische System eingreifen.

Manege Die Manege ist der zentrale Bereich des Zeltes. Alles, was im Zelt ist und stattfindet, konzentriert sich auf und sammelt sich um diesen kreisrunden, durch eine Einfassung abgegrenzten und mit Sand oder Spänen ausgelegten Bereich. Die Höhe über diesem umschriebenen Raum ist bei weitem größer als sein Durchmesser. Es entsteht ein in alle horizontalen Richtungen gleichwertiges „Spielfeld“, welches anscheinend nach oben keine relevante Begrenzung aufweist.
Gegenüber dem Publikumseingang, welcher, sobald der Zirkus spielt, keine Funktion hat und auch nicht weiter in Erscheinung tritt, befindet sich der von den Akteuren zu benutzende Zugang zur Manege. In der Regel ist er durch einen zweigeteilten Vorhang markiert, welcher durch erhöhte Nebeneingänge flankiert wird. Während der ebenerdige, verhängte Durchgang ein schnelles Agieren und Rangieren mit vielerlei Gerät zulässt, dienen die Nebenzugänge der inszenierten Darstellung des Auf- und Abtretens und werden besonders gerne vom Zirkusdirektor bespielt. Hinter diesem Zugang zur Manege ist für die Darsteller sowie ihr Equipment Platz vorgehalten. Über dem Zugang befindet sich ein Podest für die Musiker. Besonders die Art und Weise, wie die Nebenzugänge Verwendung finden, lässt diesen Teil des räumlichen Interieurs wie ein Haus im „Haus“ wirken. Der Vorhang ist kaum mit einem Theatervorhang zu assoziieren. Wäre das der Fall, gäbe es eine Konkurrenz zum zentrisch orientierten Ort des Geschehens. Wenn überhaupt, bildet der Bau einen Hintergrund. Was hinter dem Vorhang ist, bleibt immer im Verborgenen. Es ist sozusagen die Umkehrung des Theatervorhangs: Wenn er geschlossen ist, gilt die ungeteilte Aufmerksamkeit dem Geschehen. Wenn er sich öffnet, wird angezeigt, dass ein Wechsel stattfindet.

Tribüne Die Zuschauer betreten das Zelt über den durch einen Vorbau markierten Haupteingang. An dieser Stelle hat man die Kassen schon hinter sich gelassen und wird schon von einer gauklerhaften Atmosphäre umspielt. Je nach Größe des Zeltes werden die Zuschauer dann zentral eingelassen oder verteilen sich unter den Rängen, um ihrem Platz in der Nähe des eigentlichen Zirkusraums zu erschließen. Je näher

die Plätze der Manege sind (wo sich die teuersten befinden), um so mehr ist man unmittelbar und mitunter persönlich in das Geschehen zu Boden eingebunden. Je höher man in den mehr oder weniger steil aufsteigenden Rängen sitzt (wo der Preis abnimmt), um so näher fühlt man sich den Akrobaten der Lüfte. Die Tatsache, dass die Manege und somit auch die Anordnung des Publikums einen Kreis beschreibt, führt unweigerlich dazu, dass man - anders als im herkömmlichen Theater oder im Kino - mit der Anwesenheit des gesamten Publikums konfrontiert ist. Jeder Zuschauer, egal wo er sitzt, wendet lediglich einem kleineren Teil der Anderen den Rücken zu oder ist mit den Rücken der Anderen konfrontiert. Dem größeren Teil des Publikums sitzt man zugewendet und nimmt, ähnlich wie in einem Sportstadion, Anteil an dessen Erleben. Auf diese Weise wird dem sonst passiven Zuschauer die Rolle des Statisten zugewiesen. Im Theater und im Kino werden Stücke aufgeführt und Geschichten erzählt, die in sich als geschlossene Kosmen funktionieren. Sie würden auch ohne Publikum pointiert und formvollendet ablaufen. Anders schon im Stadion, wo man dem 12. Mann auf dem Platz (das Publikum) eine das Spiel stimulierende Wirkung zuschreibt.

Der Zirkus bedarf des Publikums - ohne Zuschauer kein Zirkus. Der Zirkus macht eine Vorstellung und bindet die Zuschauer willkürlich einzeln und auch allgemein in das Geschehen mit ein. Die (scheinbare) Willkür mit der Einzelne aus dem Publikum in das Spiel verwickelt wird, suggeriert jedem der Anwesenden das leicht nervöse Gefühl, das man selber der Nächste sein könnte.

Die Tribüne ist die räumliche Erweiterung des Spektakels ohne das die eigentlichen Akteure sie betreten. Trotz einer klar eingegrenzten, anteilig relativ kleinen Bühne ist der ganze Raum Zirkus: Alles ist Zirkus.

Hülle Die Hülle, die Zeltplane erinnert in ihrer farbigen Steifigkeit erst einmal an Bonbonpapier. Sie hat im Grunde genommen nichts ehrwürdig Repräsentatives außer ihrer Größe. Sie wirkt verspielt, aufmerksamkeitshaschend aber nicht eitel. Sie steht unverkennbar und plakativ für das, was innen ist. Sie ist ein sich selbst produzierendes Zeichen und spielt mit den assoziierten Bildern.
Was sie technisch leistet, zeigt sie in ihrer unschuldigen, etwas plumpen Form an keiner Stelle. Wenn es draußen dunkel ist kann sie aus sich heraus leuchten. Die Dunkelheit macht aus ihr kein graues Gespenst, denn dann erst recht wird sie zum bunten Icon für Heiterkeit und hebt sich strahlend aus dem oft tristen Umfeld hervor. Doch verrät sie dabei nie etwas von ihrer Verletzlichkeit, Durchlässigkeit und Labilität. Allen kritischen bauphysikalischen Behauptungen und Erkenntnissen zum Trotz suggeriert sie dem Besucher eine andere Atmosphäre, ein anderer Ort zu sein, eine eigene Luft zu haben (Zirkusluft) und etwas „draußen“ gelassen zu haben.

Orte Nichts – Zirkus – Nichts
Es ist nie der Rathausplatz, nie das Zentrum einer Stadt oder ein schöner Park: Wenn es nicht eine Festwiese gibt, findet Zirkus meistens an Unorten statt. Es sind Orte, die nicht als solche wahrgenommen werden, die keine Aufladung, keine Spannung und wenn, dann nur eine verdeckte Geschichte haben. Oft steht ein Zirkus auf dem Abstandsgrün zwischen Wohn- und Gewerbegebieten, auf Parkplätzen verlassener Supermärkte oder an irgendeiner Ausfallstraße, nah genug am Publikum aber fern von einer sich anschließenden, dienstleistenden Infrastruktur in der näheren Umgebung. Wer den Zirkus nach der Vorstellung verlässt, verlässt auch den Ort. Am Zirkus gibt es kein Verweilen. Sobald man draußen ist, ist das Geschehene nur noch in der Erinnerung verhaftet. Die reelle Präsenz des Zirkus entschwindet fast augenblicklich.
Zirkus ist eine Erinnerung.

Wagen Die Zirkuswagen, die situationistischen Behausungen der Akteure, transportieren in ihrer Erscheinung das Bild der Notwendigkeit eines individuellen, nach außen abgegrenzten Raumes. Sie sind einer Minimaleinheit, die Rückzug gewährt, in der die Persönlichkeit der im öffentlichen Raum Agierenden verwahrt werden kann und sollte nicht mit den formal ähnlichen Wohnwagen und -Mobilen der Freizeitkultur verwechselt werden. Während man bei den zeitgenössischen Freizeitkapseln penibel darum bemüht ist, den persönlichen Haushalt in einer Bonsaivariante für die zwei Wochen Jahresurlaub theoretisch bis ans andere Ende der Welt zu transportieren, (um sich sogar in der knapp bemessenen Zeit des Ausbruchs aus dem Alltag sich seines installierten und beherrschten Selbstbildes gewahr zu sein), so ist der Zirkuswagen ein echter Lebensraum, eine Notwendigkeit. Nun bietet diese Minimalfläche nicht das Optimum einer möglichen räumlichen Erfahrungswelt, sie ist zu klein um Entfaltung zu gewähren. Doch darf man den Wagen nicht isoliert betrachten, sondern vielmehr als einen individualisieren Verfügungs- und Abschirmungsraum innerhalb eines Konglomerats von nutzbaren Räumen. Der Zirkuswagen ist als Raum im Raum zu verstehen, eine mobile Ergänzung im öffentlichen Raum (des Zirkus). Für sich genommen, isoliert aus seinem Kontext, ist er mehr als Transportgefäß zu verstehen, als komprimierte Versorgungseinheit für das Leben eines Darstellers, der, an einem nicht fixierten Bestimmungsort installiert, erst seine Wirksamkeit entfaltet. Alle klipp-klapp-begeisterten Entwickler von mobilen und temporären Raumeinheiten, welche um mechanische Raumdehnungs-Apparaturen bemüht sind, werden bei einem Spaziergang über einen Zirkusplatz resigniert feststellen, mit welcher Raffinesse offensichtlich schon seit Jahrzehnten ohne spektakuläre und prominente Designinterventionen mit dieser Thematik umgegangen und gelebt wird.

Wer in so einer „Wohnung“ lebt, ist der Natur permanent von sechs Seiten ausgesetzt und erlebt und beansprucht den umgebenden Raum viel stärker als jeder immobil eingehauste Mensch. Viel sensibler, synergetischer und ohne jegliches „Gewohnheitsrecht“ fügt sich diese Einheit immer wieder in einen neuen Kontext, besetzt und benutzt ohne zu besitzen und zu verbrauchen. Die Umgebung muss aufgrund der innerräumlichen Enge zwangsläufig als erweiterter Aktionsradius verstanden werden.

Hier findet eine Unterscheidung zwischen dem minimierten, funktionalen Raum und dem Handlungsraum statt, auf die ich im Folgenden ein besonderes Gewicht legen möchte.

Licht Der Zirkus, und das könnte jetzt auch ein Vorwurf sein, bedient sich aller Möglichkeiten und Mittel der künstlichen Illumination. Der Zirkus begrenzt Raum über Licht und ist somit in der Lage, mit einem Schwenk, mit einem Schalter (oder mit Hilfe eines Mischpults) eine Serie von räumlichen Atmosphären hintereinander abzufahren. Ohne Weiteres können Stimmungen, Konzentration und Spannung mit dem gezielten Einsatz von Lichtern erzeugt, gelenkt und stimuliert werden. Über die Regler lässt sich das Zelt ganz ausgeleuchtet in seiner vollen Größe und Proportion zeigen. Im nächsten Augenblick wird alles ausgeblendet um mit einem kleinen Spotlicht den Raum auf eine Größe zu schrumpfen, der gerade noch Platz für Einen bietet.

Wenn das Publikum den Raum betritt ist das voll ausgeleuchtete Zelt in seiner vollen Größe als akrobatisches Auftaktbild zu erleben. Alles ist sichtbar und begreifbar, rational erfassbar. Licht gibt uns Orientierung, Licht lässt uns unsere Plätze finden und verdrängt die Unsicherheit.

Mit der Geschwindigkeit, mit der das Licht sich senkt, verstummen auch langsam die Gespräche auf den Rängen, die Erwartung und die Konzentration steigt. Während das Publikum eben noch im Gespräch mit sich selbst beschäftigt war, sich seiner Selbst in diesem neuen Raum vergewissert hat, wendet sich die Aufmerksamkeit nun auf den ganzen Raum. Soeben noch hatte man Schwierigkeiten, sich seinem Sitznachbarn mit ungeteilter Konzentration zuzuwenden, nun nimmt man das bemüht gedeckte Hüsteln einzelner auf der anderen Seite des Raumes wahr und wird sich, obwohl sie langsam aus dem Kreis des Sichtbaren entschwinden, der Anwesenheit vieler Einzelner bewusst. Das Licht lenkt die Aufmerksamkeit dorthin, wo es erscheint, und beschreibt dabei immer einen Raum (im Raum) – den Handlungs-(Spiel)-Raum.

So wie die Schlangenfrau alle Konzentration auf ihren biegsamen Körper gerichtet sehen will, der Zauberer eine Bühne bracht, die ihm der irdischen Rahmen für sein magisches Universum schafft, der Clown, die Manege überschreitend, den direkten Kontakt zum Publikum sucht und die Akrobaten die Raumhöhe erschließen, so lässt sich mit Licht die Konzentration lenken, räumliche Aspekte ein- und ausblenden.

Musik Musik ist für mich etwas unerklärliches und ein Phänomen, welches wohl rational nicht zu erfassen ist. Man könnte sagen, es handelt sich dabei um akustisch wahrnehmbare Frequenzen deren Erzeugung dazu dient, gehört zu werden. Man könnte sagen, Musik ist eine Kulturtechnik, die eine sehr lange Tradition hat. Ihre Wurzeln sind vielleicht kultischer oder ritueller Natur. Musik kann auch als eine Form der nonverbalen Kommunikation verstanden werden. So ist sie in der Lage, Geschichten zu erzählen, Assoziationen zu wecken, einem Gefühl, einer Stimmung Ausdruck zu verleihen. Doch all diese Aspekte, allein und auch zusammengenommen erfassen nicht das, was Musik ist. Rein physiologisch betrachtet ist das Hören in unserem Sinneskonzept dafür zuständig, uns einen akustischen Rahmen (Raum) zu geben, unserem Koordinatensystem Anhaltspunkte über die Beschaffenheit der uns umgebenden Atmosphäre zu liefern. Wir hören die Größe des Raumes, wir „sehen“ mit den Ohren Dinge, die unser Auge (im betreffenden Moment) nicht wahrnehmen kann, wir erhalten Hinweise, die uns das Gefühl von Angst oder Vertrautheit, Wut oder Freude, Wärme oder Kälte suggerieren kann. Das alles ist noch keine Musik, sondern zeigt lediglich das alltagspragmatische Konzept, welches sich die Musik zu Nutze macht.
Auch wenn Musik den Körper nicht nährt oder pflegt sind die meisten Menschen täglich mehr oder weniger bewusst von Musik umgeben und umgeben sich mit ihr. Das führt so weit, dass wir unser Auftreten stilistisch an das annähern, was Musik zu verkörpern vermag. Über Musik können wir uns in einen kulturellen Kontext stellen, Zugehörigkeiten ausweisen, Stimmungen kompensieren, unterstützen und erzeugen. Musik spricht eine tiefere Ebene unserer Instinkte an. Sie bedient sich unserer assoziativen Erinnerungen, und verwebt diese in unserem Unterbewusstsein zu einem Teppich, der sich sanft um das Erlebnis des Hörens legt und diesem einen Raum gibt.
Man könnte meinen, dass unterschiedliche Musiken unterschiedliche Erlebnis- und Erinnerungsmuster ansprechen und diese uns - in einer schnellen Abfolge geschickt arrangiert - einer Gefühlschoreografie auszusetzen vermag.
Nicht nur, dass unser Geist, unser Assoziationsvermögen und unser Selbst-Bewusst-sein sich angesprochen fühlen, spätestens wenn der Trommelwirbel einsetzt, bemerken wir, dass die Stimulation auch über andere Wege als dem Ohr auf uns einwirkt. Der Bauch wird zum Resonanzkörper, die Muskeln fangen an zu zucken, das Herz variiert seine Frequenz. Wir erleben Flächen, Vorder- und Hintergründe, Zuspitzungen, Brüche, Höhen und Tiefen, Geschwindigkeiten.
Die Zirkusmusiker bedienen sich dieser Stellschrauben für emotionale Befindlichkeiten noch plakativer und unreflektierter als jeder Dieter Bohlen. Eine Kapelle, die es mit einem Arrangement, das einer Collage ähnlich ist, eine Vielzahl von Hintergrundmalereien zu schaffen vermag, die schneller als jedes Bild unsere Stimmung ergreift und von einem breiten Publikum erfasst wird.
Die Musik kann glatte Schichten über einen diffusen Geräuschteppich legen. Sie füllt Pausen und schafft damit spielerische Verbindungen zwischen ganz unterschiedlichen Atmosphären. Sie verfolgt, kündigt an, hebt hervor und pointiert.

Publikum Als Kind dachte man immer, dass der Zirkus in seiner Buntheit lediglich etwas für Kinder sei. Wenn man älter wird muss man jedoch feststellen, dass die Faszination für Spektakuläres und Imagination nicht von einem alltagsgeschulten Geist ausgeschlossen werden kann. Event- und Erlebnisgesellschaft, die ständige Suche nach Unterhaltung, Ablenkung, Adrenalin und Zerstreuung werden in den kritischen Sozialwissenschaften als kultureller Verfall dargestellt, eine Kultur der Dauerhappenings und der Dauerperformance wird als unreflektierte, massenkonsumorientierte und unbefriedigende Leistung einer marketingorientierten Kulturfabrikation verstanden und diskreditiert. Noch nie war die grenzenlose Fülle und Vielfalt von gegenstandslosen Sinnesreizungen für eine so breite Masse zugänglich und konsumierbar wie heute. Ich interessiere mich in diesem Zusammenhang nicht für die Qualität und Subtilität des Angebotes. Vielmehr scheint es mir wichtig zu sein, der Frage nachzugehen: Welche Selbstverständlichkeiten, Lebensgestaltungsmöglichkeiten, Handlungsrahmen und Motive werden auf diesem Weg in einer breiten Masse verankert?
Der Zirkus ist in seiner Ausrichtung schon immer massenkompatibel gewesen. Es gibt nicht den gemeinen Zirkusbesucher: So wenig sich der Zirkus auf einen Ausdruck reduziert, so breit ist auch das Spektrum der Adressaten. Die Zuschauer sind Kinder und Jugendliche, Eltern und Paare, Alte und Junge. Durch alle Gesellschaftsschichten zieht sich die Bereitschaft, sich in Erwartung nach Unterhaltung und Staunen auf die Künstlichkeit der Imaginationswelt einzulassen.
Wie schon erwähnt, schafft die Zentralität der Manege einen Publikumsraum, der diese bunte Mischung von Menschen in einen Zusammenhang stellt und unangesehen gleichwertig behandelt. Hier bildet sich ein Gesellschaftsquerschnitt ab, der wie kaum an einem anderen Ort eng zusammenrückt und für den Moment fast egalisiert ist.

Alexander Calder mit dem „cirque calder“ 1960

Direktor In seinem Aufzug und seinem ausschweifenden Redefluss ist der Direktor ein Souverän in Person. Bei all seiner Dekoration und Lächerlichkeit beherrscht er das Geschehen, repräsentiert den Stolz, das Selbstbewusstsein und die Ehrbarkeit des Zirkus und tritt als Gastgeber auf. Er ist kein Unterhaltungsdienstleister, keine Jukebox, er ist der Herr des Spektakels. Er repräsentiert ein Programm und ist sich dessen so sicher, dass er versprechen kann, alle Erwartungen ohne Weiteres zu übertreffen. Er holt mit seinem Auftritt das Publikum aus der „Welt da draußen“ ab und eröffnet den Raum als Spielfeld der Sinneswahrnehmungen. Es ist seine Art zu sprechen und die Gestik, derer er sich bedient, mit der er seine Präsenz herstellt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Clown Der Clown tritt zuerst in Opposition zum Direktor auf. Durch sein permanentes, infantiles Intervenieren stellt er die bemühte Würde des Direktors auf die Probe und stärkt somit dessen Profil. Er tritt immer dann auf, wenn eine Stimmung sich verläuft, eine Anspannung abflacht oder eine Pause die Magie vertreibt. Er verlängert das Erlebnis in den ereignislosen Raum und entlarvt unser Staunen. Mit seiner Tollpatschigkeit solidarisiert er sich mit dem weniger begabten Publikum und räumt jedem Talent einen Raum auf der Bühne ein.
Man sagt ihm nach, er überspiele mit dem Schauspiel seine Melancholie, er versteckt sich hinter einer Maske von Heiterkeit, um seinen Weltschmerz zu verbergen.

Ohne weiteres mag man glauben, dass jemand, der sich hinter einer Maske verbirgt, etwas in sich trägt, was er nicht veräußern mag. Der Clown jedoch schafft sich mit seinem Kostüm eine Atmosphäre, die ihm einen „trotzdem“- Handlungsraum bietet, in dem er relativierend, von sich selbst Abstand nehmend, agieren kann.
Er lehrt uns, Selbstbilder zu hinterfragen, zu sehen, wie konstruiert und zerbrechlich sie sind, zu differenzieren zwischen den Funktionen der Introvertiertheit und Extrovertiertheit und zeigt uns, wie instrumentalisierbar diese sind. Sein Spiel mit dem Publikum ist eine ständige Provokation unseres Wunsches nach vermeintlicher Authentizität, Ehrlichkeit und Professionalität. Für ihn ist die Oberfläche der Begegnung eine Bühne, auf der alles erst einmal erlaubt ist, dessen Grenzen immer wieder neu ausgelotet werden müssen. Für den Clown gibt es keine Etikette, er ist ein Narr und seine Freiheit, sein Handlungs(spiel)Raum ist erst dort zu ende, wo er andere verletzt.

Zauberer Der Zauberer vermag uns über unser Begreifen hinaus zu beeindrucken und relativiert unseren Verstand. Dem Allmachtsanspruch der aufgeklärten Wissenschaft trotzend kann er uns und unser physikalisch, biologisch, technisches Weltbild aus einem Hut heraus verzaubern und in Frage stellen. Seine Tricks und illusorischen Bilder lassen uns an Grundprinzipien unserer Sinneswahrnehmung zweifeln. Seine Magie führt uns das Mystische dieser Welt vor Augen. Wenn wir uns auf ihn einlassen, sind wir aufgefordert, jedes Bild und jede Selbstverständlichkeit zu hinterfragen und der Gültigkeit unseres Wissens zu misstrauen.

Artisten Auch die Artisten überwinden mit einer spielerischen Leichtigkeit unseren gewohnten Handlungsraum und führen uns vor Augen, wozu ein Körper in der Lage ist. Mit entsprechender Konzentration und Ausdauer lassen sich unglaubliche Räume und Perspektiven erschließen: Die Schwerkraft bekommt ein ganz anderes Gewicht, der Boden dient nur noch der Orientierung und nicht mehr der Haftung. Für Artisten gibt es sechs erlebbare „Himmelsrichtungen“, vorne, hinten, oben und unten sind nicht länger durch Gesicht und Rücken, Kopf und Füße definiert. Wir erleben Menschen, deren absolute Beherrschung des Körpers und das uneingeschränkte Vertrauen in die Verlässlichkeit ihrer Mitakteure als Grundlage, Essenz und Versicherung ihres Lebens dient. Für sie sind Körper und Bewegung nicht Mittel zum Zweck, sondern Ausdruck für ihr „In der Welt Sein“.

Zirkusgesellschaft Obwohl sich die Zirkusgesellschaft aus einer Vielzahl von starken Charakteren, Temperamenten, autarken Persönlichkeiten und unterschiedlichen Nationalitäten zusammensetzt, tritt sie als solidarische Gemeinschaft auf. Es wäre zu sehr romantisiert, wenn man von einer großen Familie reden würde, sie entspricht wohl eher dem, was wir heute eine Community nennen. Nicht das Schicksal oder die Herkunft verbindet sie, sondern ein Handlungsraum, eine gemeinsame Plattform, die Tatsache, dass sie nur gemeinsam die nötige Aufmerksamkeit erreichen. Der Direktor als Bewahrer einer scheinbaren Hierarchie, als eine allen Anderen übergeordnete, verantwortliche Instanz ist ohne seine Akteure mittellos. Er schafft keine Kultur, er ermöglicht sie lediglich und gibt ihr seinen Raum. Nur ein bespieltes Zirkuszelt hat eine Daseinsberechtigung und verwandelt ein Stück überformte Wiese in einen anziehenden Ort. Jeder Einzelne, als unangefochtener Meister seiner Disziplin, ist immer wieder aufgefordert, sich in Rücksicht auf das Gesamtwerk helfend in den Kreis der Gemeinschaft zu stellen, um die synergetischen Effekte wirken zu lassen und im rechten Moment die eigene Performance zu entfalten.
Der Alltag dieser Menschen hat in all seiner Entbehrlichkeit und Einfachheit immer einen Höhepunkt vor Augen. Zirkus bedeutet, sich bei allem Tun in der Vorbereitung für die persönliche High-Performance zu befinden. Hier geht es jedoch nicht um optimierte, vorprogrammierte Produktionsleistung, sondern um den Einsatz der eigenen Einzigartigkeit. Es ist ein autarkes, selbstbewusstes In-der-Welt-Agieren, unabhängig von politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Kein Künstler, Tänzer, Schauspieler, Sänger oder Artist ist sich selbst genug. Hinter seinem Wirken steht immer der Wunsch, gesehen, gehört und beachtet zu werden. Sie treten alle im öffentlichen

Raum in Interaktion mit dem gesuchten Publikum und bereiten einen Markt, der das Staunen zur Ware macht. Aufmerksamkeit und Anerkennung sind hier vor dem Geld die gehandelten Währungen.

also...

Der Zirkus kann uns als Referenz dienen, als gelebte und erlebbare Realität, die innerhalb der uns bekannten und gewohnten Welt existiert und unseren Selbstverständlichkeiten, unseren Aktions- und Raumnutzungskonzepten eine Alternative aufzuzeigen vermag. Der Zirkus generiert eine Welt, die nicht aus unseren Konventionen vorkonfektioniert und konditioniert ist, sondern schafft einen sinnstiftenden Handlungsraum, der den Kontext für die Entfaltung von autarken Persönlichkeiten schafft. Hierfür entleiht er sich uns bekannte und gewohnte Bilder und stellt diese in Frage oder sogar auf den Kopf – dieses System möchte ich mir zu nutze machen. Mein Anliegen ist es, die Handlungen, die uns heute als Ritual dienen, die Selbstverständlichkeiten, in die wir uns fügen und die Gewohnheiten, denen wir dienen, aufzudecken und zu hinterfragen.
Der Zirkus macht sich die Synergien der Wünsche, Motivationen und Bedürfnissen zu Nutze und erzeugt mit einer räumlichen und materiellen Effizienz eine andere Logik, einen anderen Raumbegriff und Mehrwert.
Zirkus ist eine Welt in der Welt, ein Staat im Staat, eine Stadt in der Stadt, eine Mikroökonomie, ein sich selbst generierendes System, welches sich - seiner Labilität und Abhängigkeit bewusst - sensibel in bestehende Systeme integriert. Der Zirkus vermag die ganze Welt der Kulturen, Künste und Spektakel vereint nachzubilden und benötigt dafür nicht viel mehr als ein Zelt.
Ich möchte den Zirkus als eine „Life-Style-Community“ darstellen, als eine Gemeinschaft von Menschen, deren Streben und Handeln in dieser Welt den Ausdruck einer artifiziellen Seinsbetrachtung in den Fokus nimmt. Diese eingenommene Perspektive erlaubt es jedem Einzelnen, sich immer wieder in neue Sinnzusammenhänge zu stellen. Traditionelle, indoktrinierte Wertekonzepte können so nicht länger als unreflektierte Verhaltensregeln aufrecht erhalten werden und stehen auf dem Prüfstand.
In einer Zeit, in der ein Werteverlust, eine mangelnde Orientierung, das Fehlen von Vorbildern und die Enttarnung von Autoritäten beklagt wird, öffnet sich ein Raum, in dem das Denken, Erleben und Handeln auf eine neue Basis gestellt werden kann. Nur wer gewohnte Standpunkte angstfrei verlassen kann, ist in der Lage, aus einer anderen Perspektive neue Wege, Möglichkeiten und Handlungsräume für sich zu erschließen.
An dieser Stelle sei vielleicht die Frage angebracht, was denn die Architektur mit alledem zu tun hat? Sollten sich die Planer nicht damit begnügen und darum bemühen, ihr Handwerk formvollendet zu erledigen, den Wünschen und Bedürfnissen der Gesellschaft einen funktionalen und ästhetischen Raum bereiten?
Liegt nicht das Erfolgskonzept darin, den Bauherrn zu verstehen und die Projektionen seines Selbstbildes zu einer repräsentativen Form zu verhelfen?
Zur Beantwortung dieser Frage möchte ich etwas weiter ausholen und die Images und Bilder, derer wir uns zur Orientierung bedienen, untersuchen und ein Stück weit entlarven. Hierfür möchte ich mich mit der Entwicklung und dem Zustand unser Wohnverhältnisse auseinander setzen. Ich denke, damit treffe ich einen Punkt, der uns alle angeht, der sich jedem erschließt, schließlich wohnen wir alle und zwar mit einer sonderbaren Selbstverständlichkeit.

ÜBER DAS WOHNEN

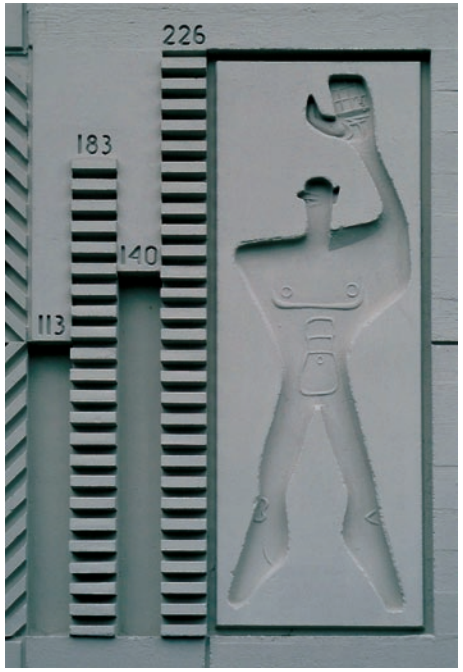
bauen wohnen denken

Martin Heidegger

1951 hielt der deutsche Philosoph Martin Heidegger an der Universität Heidelberg einen Vortrag mit dem Titel „Bauen Wohnen Denken“. Mir ist sein weiteres Wirken nicht geläufig und die Tatsache, dass sein Denken immer wieder von unterschiedlichen politischen Bewegungen instrumentalisiert wurde, sollen nicht Gegenstand dieser Reflektion sein. Lediglich die Art und Weise, wie sich Heidegger über das Wort und das Denken dem Bauen und Wohnen nähert, ja diesen überhaupt erst ein Gesicht gibt, soll hier von Interesse sein. Es ist der Versuch, aus einer von „gewohnten“ Bildern, Begriffen und Selbstverständlichkeiten befreiten Perspektive uns dem Komplex des Bauens und Wohnens zu nähern. Es soll uns als Orientierung dienen, wenn wir vom Bauen, Wohnen und Räumen sprechen.

Heidegger stellt die Frage voraus, inwieweit das Bauen in das Wohnen gehört und bezieht dieses Verhältnis auf den altdeutschen Stamm des Wortes Bauen, der sowohl das Bauen als Errichten sowie als Bleiben/ sich Aufhalten benennt. Wir wohnen nicht, weil wir bauen, sondern bauen, weil wir wohnen.
Zum Wohnen gelangen wir durch das Bauen. Nicht alle Bauten sind Wohnbauten, auch wenn wir sagen, der LKW-Fahrer ist auf der Strasse zuhause, also im Bauwerk der Strasse und der Tischler in der Werkstatt, also im Werkstattbau, so ist es doch nicht ihr Wohnen. Es gibt ihnen lediglich ein Zuhause, eine Zugehörigkeit, ein Teilaspekt ihres Seins.
Heidegger identifiziert im Wortstamm des Bauens gleichermaßen das Sein: Ich bin, du bist, ich wohne, du wohnst, und benennt damit die Weise, wie wir auf dieser Erde sind als ein Hegen, Pflegen und Hervorbringen im sogenannten „Geviert“ aus Erde und Himmel, mit dem Göttlichen und unter den Sterblichen. Das Bauen ist demnach ein Einrichten, ein Raum geben des Wohnens/ Seins, in dem was das Leben beschreibt als ein Aufenthalt des Wesens in den Grundkoordinaten der physischen Existenz. Das Bleiben oder Aufhalten wird verstanden als ein Zufrieden sein, als zum Frieden gebracht sein, als ein Bewahren und Schonen, nicht nur vor Not, sondern als etwas, was in seinem Wesen belassen und gelassen wird.
Wohnen ist demnach Mensch sein als ein sterbliches Wesen im Geviert, gelassen bei den Dingen und nicht durch die Dinge.
Wir sind bei den Dingen, also den Bauten, wenn sie das Geviert - also das Göttliche, das Sterbliche, Himmel und Erde - seinem Wesen nach implizieren, verwahren, einräumen. Das Ding ist an sich gegenstandslos. Erst wenn es sich ins Verhältnis zu einen Kontext stellt und als Symbol sein Wirken entwickelt, also sein Wesen an einem Ort installiert, schafft das Ding einen solchen. Nach Heidegger ist das Bauen das Wesen des Wohnens,

ein Einrichten und Einräumen von Dingen, die Orte schaffen. Räume entstehen als eingeräumter Platz zwischen den Dingen an einem Ort, eingegrenzt durch die Dinge. Diese Grenzen sind jedoch ihrem altgriechischen Wortstamm nach nicht als etwas zu verstehen, von wo etwas aufhört, sondern von wo etwas beginnt.
Das Wesen der Dinge erfahren wir über die Räume, die sie an einem Ort generieren Diese Räume entfalten sich jedoch nicht als Abstand von den Dingen, sondern durch ihre Ausdehnung.
Die rein geometrische Konstruktion von Raum ist zwar mathematisch nachvollziehbar, sie schafft jedoch noch keinen Ort, denn diesen gibt es nur dort, wo die Dinge „wohnen“, also sind. Nun ist es nicht zwangsläufig erforderlich, dass wir in einem Raum sind, um ihn existent zu machen. Wir vermögen auch in uns zu gehen ohne dafür einen Raum zu betreten. Das Erleben von Raum ist nicht die Grundlage seiner reellen Existenz. Durch das Denken vermögen wir aus der Entfernung bei einem Ding zu sein. Es ist das Wesen des Denkens, das Entfernungen entstehen lässt und uns über sie hinweg den Dingen nah sein lässt. Wenn wir also das Denken als eine Form des menschlichen Wohnens, des Seins im Geviert verstehen, so entstehen Räume durch das Wohnen. Das Wohnen ist demnach auch ein Verhältnis von Mensch und Raum.
Das Bauen, nun nicht als Baukunst oder Handwerk verstanden, ist ein Hervorbringen der Dinge an einem Ort in das Anwesende. Es ist das Denkende, das-Seien-mit -Einschreibende, das Wohnen Ermöglichende.
Die Wohnungsnot, die - obwohl 1951 in Deutschland sehr reell - beschreibt Heidegger nicht als das Fehlen von Wohnungen, sondern als eine ewige Suche nach dem Wesen des Wohnens, als die immer neue und an jeden gestellte Frage nach der Art und Weise des In-der-Welt-Sein.



der Modulor am Le Corbusier-Bau in Berlin

wohnen im wandel

Ich möchte in verkürzter Weise darstellen, wie sich das, was wir heute unter dem Begriff „Wohnen“ verstehen, innerhalb nur weniger Generationen komplett gewandelt hat. Ich stelle immer wieder fest, dass wir dem Begriff des Gewohnten in der Nähe von Tradition verorten, obwohl es kaum eine ge-

nerationsübergreifende Gültigkeit hat. Die Verhältnisse und Selbstverständlichkeiten des Wohnens unterliegen seit ca. 150 Jahren einer so rasanten Evolution, dass man schon fast von Revolution sprechen kann. Nicht selten sind die Grundlagen und der Standard des Wohnens erheblich erschüttert worden. So zum Beispiel im Zuge der Industrialisierung und Verstädterung, in Form von Massenwohnungsbau der 1930er und -60er Jahre sowie durch räumliche Mobilisierung und zuletzt durch eine neue, medialisierte Öffentlichkeit breiter Gesellschaftsschichten. Die gebauten Zeugen vergangener Epochen dienen uns als romantische oder abschreckende Abbilder und verraten doch in ihrer steinernen Beharrlichkeit nichts über die Bedürfnisse, die sie mehr oder weniger gut befriedigt haben, über die Parameter, welche sie geformt haben. So lässt eine großzügige Drei-Zimmer-Altbauwohnung mit ihrem schmückenden „Jugendstil"-Dekor keine Rückschlüsse auf die erbärmlichen Zustände zu, die in ihr herrschten, als vor 120 Jahren zwei Dutzend Menschen - mehrere Familien, Fremde, Alte und Junge mit einer Hand voll Betten ohne jegliche sanitäre Einrichtung in ihr arbeiteten, schliefen, aßen, sich reproduzierten und starben. Genauso wenig kennen wir die Not der Massen, die vor nicht mal 60 Jahren einfachsten Blech- und Holzhütten entfliehen konnten und einen heute als Legebatterie benannten industriellen Wohnungsbau beziehen durften. Man könnte sagen, die Zeugen lügen.

Bei einer Betrachtung der Geschichte des Wohnens aus heutiger Sicht beziehen wir uns immer wieder auf feudale und später großbürgerliche Motive und leiten daraus unsere eigene Geschichte ab. Und dies, obwohl nur die wenigsten von uns in diesem Milieu ihre Wurzeln finden. Wenn wir so vorgehen, sollten wir besser von der Entwicklung der Raumkultur sprechen. Wenn wir diese jedoch als wissenschaftliche Referenz für die Entwicklung des Wohnens betrachten, müssen wir zwangsläufig in einer Sackgasse landen. Sehr wenig hatten diese Motive etwas mit dem Wohnen nach unserem heutigen Verständnis zu tun. Sie dienten nicht in erster Linie dem Schutz vor Umwelteinflüssen und der Privatheit, sondern waren in erster Linie repräsentativer, also öffentlicher Natur. Über das Wohnen der breiteren Bevölkerungsschichten wissen wir kaum etwas. Es gab vermutlich gar keine Kultur des Wohnens, sondern lediglich einen Ort der Bedürfnisdeckung, ein Sammelplatz um Arbeit, Essen und Ofen.

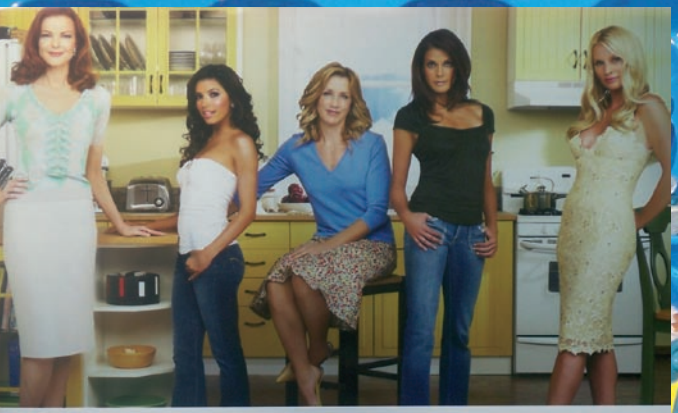
Erst die wissenschaftliche und industrielle Spezialisierung hat ein Wohnen nach heutigen Vorstellungen möglich und vielleicht sogar nötig gemacht. Zu sehr waren zuvor Handeln und Sein als Identität vereint. Erst mit der Definition von Frei-Zeit (von der Arbeit) ist das Bedürfnis entstanden, ihr einen Raum einzuräumen. Erst an dieser Stelle sind die Repräsentationsmotive der „Vorbilder", also der Bessergestellten, als Motive des privaten Wohnens adaptiert worden. Auch wenn es uns erst die Mechanisierung der Fortbewegung erlaubt hat, einen weiteren Horizont zu erfahren, und wir räumliche Mobilität als eine Erfindung der globalisierten Märkte und rücksichtsloser Wirtschaftsunternehmer verstehen, die Mobilität des Wohnens war wohl nie so verschlafen wie heute. Es ist kaum mehr als 100 Jahre her, dass die meiste Arbeit saisonal vergeben war und in der aufkommenden Industrialisierung ein Arbeitsverhältnis in einer Fabrik selten länger als 10 Tage dauerte. Entsprechend häufig fand ein bedarfsgerechter Umzug statt. Gewohnt wurde da, wo man arbeiten konnte. Nur die Tatsache, dass die Wenigsten ihre Behausung jedes Mal mitnahmen und dabei einen relativ keinen geographischen Raum in Anspruch genommen haben, unterschied eine breite Bevölkerungsschicht vom normadischen Dasein.

In diesem Licht betrachtet ist das Bemühen der Architekten des beginnenden 20. Jahrhunderts nicht nur eine erstaunliche Hinwendung zu einem neuen Klientel, sondern vor allem eine räumliche Intervention in das gesellschaftliche Gefüge. Mit einer Vorstellung von der Kleinfamilie als größte Einheit für Privatheit entstand ein mehr oder weniger vorgedachter, konfektionierter Verfügungsraum, bemessen nicht nach einem menschlichen, aber immerhin nach einem physiologischem Maß zur Entwicklung der privaten Individualität. Diese Räume sollten so behaglich sein, dass es den hart arbeitenden Mann zum Feierabend an den heimischen Tisch zur Familie und nicht in die Kneipe zieht. Auch die tatsächliche Arbeit der (Haus-) Frau wurde dermaßen aus der Wohnatmosphäre gedrängt, dass sie den Eindruck von innenseitiger Eierschale so wenig wie möglich verletzte.

In diesem Komfortraum beginnt die große lange Weile in einer vor lauter Eintönigkeit und Freizeit ausgedehnten Wohlfühlzone. Die einen geben sich ihr einfach hin und versinken in raumgreifenden Sofalandschaften. Andere finden über sogenannte Hobbys Ersatzbeschäftigungen, die sie im Rahmen ihrer vier Wände vollziehen können. Wieder andere widmen sich im Schutz der Privatheit, in voyeuristischer, neugieriger Passivität den Leben der Anderen, sei es das der persönlich distanzierten Nachbarn oder der unentwegt aber dosier- und wählbaren, reaktionsversagenden medialen Gestalten. Während von den kunterbunt gemischten und unhygienischen Lebensverhältnissen des vorletzten Jahrhunderts eine Bedrohung für die christlichen Moral- und Wertevorstellungen ausging, so wurde jetzt der kontextgewohnte Mensch in seinen persönlichen Werteraum entlassen. Die Wohnung mehr und mehr zur Projektion, zur Collage, zum Imageträger der eigenen Identität – zum Selbstbeherrschungsraum

der selbstbeherrschungsraum

Der Selbstbeherrschungsraum erfordert von uns, anders als der öffentliche Raum oder der Arbeitsplatz, dass wir ihn mit unserem eigenen Konzept anfüllen, dass wir Regeln, Ordnung und Konventionen selber festlegen. Diese denkbare Befreiung von übergestülpten oder aus der Not geborenen Verhaltens- und Handlungskonzepten stellt uns in die Pflicht, aus dem Überangebot von Motiven die „richtigen“ heraus zu kristallisieren und als die unsrigen zu verteidigen.
Gleichzeitig mit der freien Motivwahl etabliert sich auch die Emanzipation aller nur erdenklichen, menschlichen Befindlichkeiten und findet in den eigenen vier Wänden seinen häuslichen Widerhall. Es ist erst die Fülle und Enge der Stadt, später dann die reelle Chance und die explizite Aufforderung, die uns den schmalen Raum als Selbstverwirklichungsort, als Selbstreflektor, als dritte Haut erschließt. Wenn wir alle Wandlungen des menschlichen Lebens auf dieser Erde als Indikatoren für eine stetige Weiterentwicklung betrachten, so ist dem Menschen innerhalb unserer mitteleuropäischen Kulturlandschaft an dieser Stelle zum ersten Mal ein Raum gegeben, um seine eigene komplexe Individualität zu entfalten und abzubilden und zu einem beschützend verwahrenden, intimen Erlebnis zu machen. Dieser Prozess der räumlichen und materiellen Individualisierung breiter Massen ist meiner Meinung nach ein Indiz für ein sich erweiterndes Bewusstsein. Der Gebrauchswert der uns umgebenden Umwelt wird von einer Optionalität des Symbolischen überblendet. Im Vordergrund steht nicht mehr die Frage, was mir dienlich ist, sondern, was meine Möglichkeiten zu repräsentieren vermag. Die uns umgebenden Dinge verlieren zunehmend ihren funktionalen Werkzeugcharakter und werden zu Symbolen im persönlichen Verfügungs- und Beherrschungsraum. Es entsteht ein ganz neues Selbstbild und ein Raum für bisher unterdrückte Züge des Persönlichen wird geschaffen.
Als sehr symptomatisch für diesen Wandel betrachte ich die manischen Verkleinerungen, die modellhaften Züge, in denen die Welt in unser Selbstbewusstsein und unseren Wirkungskreis Einzug halten. So gibt es unzählige Beispiele, die den Versuch oder Wunsch darstellen, ganze Landschaften und Ozeane auf Fensterbänken, in Vorgärten und Aquarien in einer Lilliput-Variante nachzubilden. Wilde, von Brücken überspannte Gebirgsbäche werden durch unsere Gärten gepumpt, englische Landschaftsparks und geometrische Barockanlagen, japanische Steingärten und Almwiesengräsersaat schaffen einen äußerst sensiblen Rahmen, der unser Selbst, gerne auch in einem heiteren Durcheinander, mit betonierten Rasenkanten einfasst.
Hobbywerkstätten suggerieren uns, jeder, aber wirklich jeder technischen Herausforderung und jedem Widerstand Herr zu werden. Ganze Städte, Epochen, und Helden werden so Lange in Form von Bildern, Modellen und Symbolen in unsere Räume getragen und drapiert, bis endlich das ganze Haus zu einem Setzkasten geworden ist. Mit größter Sorgfalt werden den Dingen Plätze zugewiesen, damit sie ihre Wirkung im arrangierten Gesamtgefüge entfalten können und wir uns ihrer durch ihre dauernde Präsenz sicher sein können.
Die saisonal bedingte Lagerhaltung von Verbrauchsgütern der vergangenen Jahrhunderte wurde in den Industrieländern durch die dauerhafte häusliche Verfügbarkeit von nahezu allem in allen Aggregatzuständen abgelöst. Damit ist uns jederzeit die Möglichkeit gegeben, unsere Küchen im Handumdrehen in



eine bodenständig deutsche, leichte italienische, feine französische, exotisch asiatische oder eine schnelle amerikanische zu verwandeln. Es steht in unserer eigenen Macht, die empfohlenen Arrangements zu dünsten, garen, schmoren, braten, backen, kochen, zu mahlen, mixen, pürieren, quirlen, pressen…
Wir vermögen unsere eigenen Imbissbuden, Backstuben, edel gestählten Gastroküchen, Espressobars und Weinkeller zu dirigieren, selbst geräucherten Fisch zu filetieren. Wir zwängen uns in großzügig verspiegelte Wellnesstempel der hygienischen Notdurftverrichtung. Mangels wirklicher Anstrengung schwitzen wir in isolierten Kellerräumen, um danach den Blubbergeräuschen unserer Badewannen zu lauschen. Man muss nur die Augen schließen und könnte meinen…
Mit einer unglaublichen Programmvielfalt und mit raffinierten Tricks und Mitteln werden wir dem Schmutz und Staub, der immer wieder auf unerklärliche Weise seinen Weg zu uns findet, Herr (bzw. Frau). Dampfend, schleudernd, scheuernd, schrubbend, waschend, trocknend, bügelnd, faltend und filternd bedienen wir uns aller technisch – mechanisch – chemisch – physikalischer Möglichkeiten, um mit unserem Haushalt und uns selbst ins Reine zu kommen.
Wir fahren mit unseren Fahrrädern, je nach eingestelltem Härtegrad durch die Gebirge, Wiesen und Wälder unserer Wohnzimmer ohne jemals an eine Grenze zu stoßen und laben uns danach an unseren eigenen Quellwasserspendern.
Wir ruhen in Räumen, die Mutters Schoß und Aladins Haremszelt gleichermaßen nachbilden.
Wir beherrschen von zu Hause aus ein den Globus umspannendes Kommunikationssystem in Wort, Schrift und Bild. Wir haben ein Office für die Verwaltung unseres Wesens, für persönliche Bilanzen und Abrechnungen. Nichts entgeht unseren angebotsorientierten Alarmsystemen. Wir sammeln, speichern, datieren

und sortieren alles elektronisch denkbare auf unseren Rechenmaschinen, die viel mehr leisten, verarbeiten und horten können, als wir jemals selber in der Lage wären. Unsere sogenannten Wohnzimmer sind gleichzeitig Surround-Kino, -Studio und -Disco, Privatvideothek, Bibliothek, Lounge, Bar oder Festsaal. An unseren Anlagen stellen wir ein, ob wir uns in einer Kirche, einer Halle oder einem Club befinden. Hier finden wir Sortiervorrichtung und Präsentationsfläche für unseren Geschmack, unseren kulturellen Zugang zur Welt und unser Wissens- und Erinnerungsarchiv. Die Möblierung lässt Rückschlüsse zu, dass man diesen Raum wohl optimal mit sechs Menschen füllt, die sich konzentrisch um einen Tisch gruppieren, der am Besten der Ablage von „Fern-“Bedienungen, Magazinen und Cocktailgläsern dient. Ebenso sind auch andere Möblierungs- Funktions- und Repräsentations- Systeme laut Kaufempfehlung für sechs oder zwölf Personen ausgelegt. Keiner weiß, warum...
Der ganze Ausstattungs- und Dekorbereich ist, im Rahmen seiner funktionalen Codierung, in ein unermessliches Spektrum zergliedert. So haben wir die Wahlaspekte technisch, modernistisch, traditionell, rustikal, zart, robust, zeitlos, futuristisch, retro, schlicht, opulent, individuell, speziell, usw.…
Diese Aspekte bieten uns einen Rahmen, eine „Orientierungshilfe“ zur Findung und Identifikation unseres materiellen Selbstbildes. Mit ihnen können wir unser Wertekonzept installieren. Sie geben uns und unseren Besuchern Auskunft über unser Sein in der Welt.
Unser Zuhause ist der Ort, an dem wir, wie gesagt in einer Miniaturnachbildung, die Welt so herrichten, wie sie unserem Empfinden, Bedürfnissen und Einschätzungen, unserem Wertekonzept entspricht, wie wir sie gerne hätten. Hier herrschen wir, hier sind wir die Welt, dies ist unser Selbstbeherrschungsraum.

Beschreibung: Siehe S.200

konditionierte räume

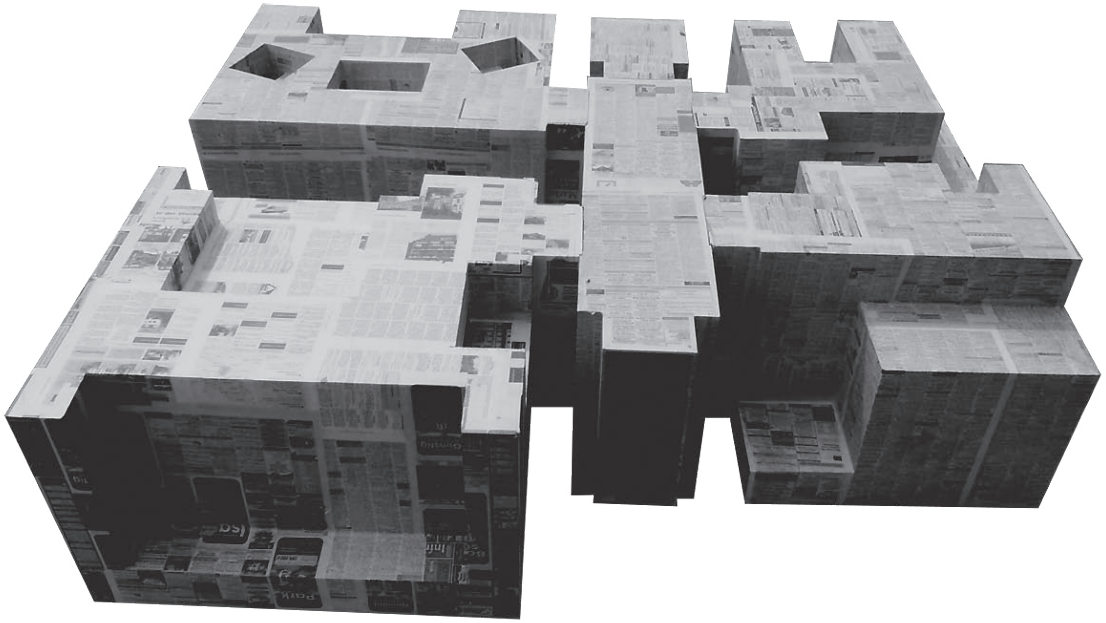
Etwa zeitgleich mit der städtebaulichen, funktionalen Zergliederung der Stadt in Zonen der Arbeit, der Erholung, des Konsums, des Wohnens und der Freizeit geht auch eine Ausdifferenzierung der Wohnfunktionen einher. Wo sich früher alle häuslichen Tätigkeiten in einem konzentrierten Raum um die Wärmequelle geschart haben, ein Stall oder eine Werkstatt auch ein Schlafplatz sein durften, bildeten sich Raumgefüge, die bemessen an ihrer Möblierbarkeit schon aus der Planung heraus einem bestimmten Gehalt, einer geplanten Nutzung unterlagen. Ihre Benennung mit wohnen, schlafen, kochen, essen, lagern oder Stube, Wohnzimmer, Diele, Salon, Arbeitszimmer, Speicher waren zwar durchaus geläufige Begriffe, jedoch waren diese bis dahin Bereichen zugeordnet. Jetzt wurden aus ihnen wissenschaftlich auf ihre Größe, Funktionalität und Zweckmäßigkeit analysierte abgeschlossene Volumen, die es zu einer sinnvollen Auswahl und Abfolge zu arrangieren galt. Interessant ist hierbei, dass dem Wohnen an sich ein eigener Raum gegeben wird, als hätten gewisse Teile des häuslichen Lebens, wie das Essen, Kochen oder Schlafen nichts mehr mit dem Wohnen zu tun. Allemal lassen die den Funktionsräumen zugeordneten Begriffe nur selten Rückschlüsse auf ihre herkömmliche Erscheinungsform zu.

Über die Tatsache, wie schnell Dinge als selbstverständlich und „gewohnt“ gelten, möchte ich an anderer Stelle noch ausführlicher berichten. Selbstverständlich ist diese Entwicklung für die Individualisierung und Privatisierung der Persönlichkeit ein enormer Schub gewesen und niemanden ist es zu verübeln, dass er sich den Komfort des Rückzugs und der Rücksichtslosigkeit hinter schalldichten Wänden und abschließbaren Türen ermöglicht hat. So wichtig wie die städteplanerische Ausdifferenzierung der Stadt für die ökonomische und qualitative Optimierung ihrer Teilaspekte war, so wichtig war sie im Wohnen

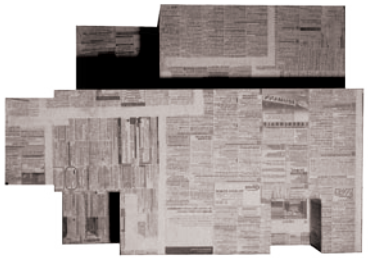
für die Installation von speziell und industriell entwickelten Produkten zur Identifizierung von Raumnutzungsideen.
So ist demjenigen, der diese Dinge nicht weiter hinterfragt, aus der Kontinuität seiner Erfahrung und den vorgedachten Mustern kaum die Möglichkeit gegeben, diese Raumordnung zu verlassen. Es erübrigt sich im Allgemeinen, sich darüber Gedanken zu machen, was für ein räumliches Angebot mir eine Wohnung bieten soll. Die Räume die sich uns als Wohnraum, als freie Mietwohnung, käufliches Haus oder reproduzierte Entwürfe zur Verfügung stellen, bedienen zwar alle Funktionen, aber sie lassen keinen Platz für Raum.
So stelle ich mir die Frage: Wer konditioniert wen? Sind wir es, die sich ein Raumangebot zu Nutze machen oder ist es der Raum, der uns seine Regeln aufzwingt, Dient uns der Raum oder wir ihm? So kann man (und ich bin zutiefst betrübt darüber, dass ich ihn nicht erfunden habe) den Werbeslogan

> wohnst du noch oder lebst du schon <

als provokantes Statement verstehen, als Anregung zwischen der gewohnten Praxis und den erlebbaren Optionen zu differenzieren. Letztendlich verbirgt sich dahinter aber die Aufforderung, sich ständig anhand neuer Variationen neu zu definieren: Es geht um den Verkauf von Wohnlösungen. Obwohl die weltweit und mitunter lokalkulturell ausdifferenzierten Produkte konzeptionell ein erstaunlich frisches Denken vermitteln, stellen sie keineswegs Alternativen dar, sondern verlocken in ihrer Billigkeit zum unreflektierten Kauf. Noch bevor ein Wunsch oder die Notwendigkeit ein Handeln in Betracht ziehen kann, ist das Objekt schon in meinen Verfügungsraum gekommen und beansprucht meine Zuwendung, Anteilnahme und meinen knapp bemessenen Platz.
Selbst die Art und Weise der gemeinschaftlichen oder separaten Nutzung von unterschiedlichen Funktionsvolumen ist vor



Beschreibung: Siehe S.96



definiert und für den Fall einer öffentlichen Förderung (siehe WK) muss diese theoretisch nachweisbar sein. Die hierfür maßgebenden Kriterien gehen trotz einer mittlerweile viel deutlicheren Ausdifferenzierung der Haushaltsformen immer noch von dem „modernen“ Bild der Kleinfamilie mit immer kleinen Kindern aus, die jegliche Arbeit ausgelagert hat und deren Alltag ein standardisierter ist.
Die Tatsache, dass unsere unglaubliche Habgier, der unablässig angestiftete Wunsch nach Haben, auf Grundrisse stößt, die

von einem nur sehr kurzweilig dominanten Gesellschaftsentwurf entwickelt wurden, erzeugt unweigerlich eine Zunahme von Einpersonenhaushalten. Das sind Wohneinheiten, die in der Regel überproportional viel Raum in Anspruch nehmen und aufgrund ihrer konservativen Strukturierung und dem Überangebot an Wand- und Stellflächen nur danach schreien, von uns überformt zu werden. So wächst die Zahl der Wohneinheiten trotz einer relativ konstanten Bevölkerungszahl und somit die Anzahl von kaum und nur kurzzeitig frequentierten, aber funktionsschwangeren Räumen. Man könnte sich schon mal fragen, was all diese Räume machen, wenn sie so still und staubend zwar sinnvoll, aber menschenleer sind.
Raumgeometrien ordnen sich nach wie vor tradierter und technisch überholter Bauvorstellungen und der Möblierbarkeit mit DIN-genormten Einrichtungs-gegenständen unter. Raumproportionen haben eine wirtschaftlich sinnvolle Höhe als quasi feste Konstante zu integrieren. Türen dienen nur selten dem Öffnen, aber immer dem Verschließen. Sie dienen nicht der Verbindung von Räumen sondern ihrer Trennung und sind für den reibungslosen Durchgang von einzelnen Personen ausgelegt. Technische Installationen werden ein für alle Mal dermaßen mit der Bausubstanz verbunden, dass ihre Wandaustritte räumliche Gefüge zementieren.

Vorgaben für den Entwurf der Wohnungsgrundrisse

Nachfolgend werden tabellarisch die wichtigsten Regelanforderungen bei der Grundrissgestaltung aufgeführt. Bauordnungsrechtliche Bestimmungen gelten hiervon unabhängig und sind nicht dargestellt.
Regelanforderungen bei der Grundrissgestaltung:
Aufenthaltsräume
• Sind an Laubengängen nicht zulässig
• Die drei Funktionen Wohnen, Schlafen und Kochen dürfen nicht in einem Raum zusammengefasst werden.
Wohnräume
• Mindestbreite: 3,50 m für gemeinschaftlichen Wohnraum (Wohnzimmer)
• Mindestgröße: bei Wohnungen bis zu 2 Personen: 18 m2
pro weiterer Person: + 2 m2
Bei Ausweisung einer Wohnküche mit Essplatz oder Essdiele kann der gemeinschaftliche Wohnraum kleiner dimensioniert werden.
Schlafräume
• Für eine Person: Mindestbreite 2,20 m
• Für zwei Personen: Mindestbreite 2,75 m
• Für jede Person ist eine Kleiderschrankfläche von mindestens 0,60 x 1,50 m vorzusehen
• Elternschlafzimmer:
Möblierungsanforderung Bett 2,00 x 2,00 m
Kinderzimmer
• Mindestgröße 10 m2
• Unter Berücksichtigung der notwendigen Möblierung muss eine Grundfläche zum Spielen von mindestens 1,50 x 2,00 m verbleiben
• Nur bei Wohnungen ab 5 Personen können Kinderzimmer auch für 2 Kinder zugelassen werden. Soll dieser Raum teilbar sein, so müssen die beiden Räume nach Teilung eine Mindestbreite von 2,20 m und eine Mindestgröße von 8 m2 haben
• Ausnahmen für 2 Kinder:
Nicht teilbare Zimmer Mindestfläche 15 m2, Mindestbreite 3,50 m.
Teilbare Zimmer Mindestfläche 20 m2, Mindestbreite 2 x 2,20 m

Küchen
• Dimensionierung angelehnt an die DIN 18 022 Stand 1967 entsprechend der Sonderausarbeitung des Amtes für Wohnen, Stadterneuerung und Bodenordnung und der Baubeschreibung der Hamburgischen Wohnungsbaukreditanstalt
• Bei 1 Person: Kleinküche Mindestgröße 1,80 x 2,30 m;
Ausstattung 600 l Küchenmöbel
• Bei 2 Personen: Küche Mindestfläche 6 m²;
Ausstattung 1000 l Küchenmöbel
• Bei Wohnungen ab 5 Personen ist eine größere Küchenmöbelstellfläche zu berücksichtigen
Bäder
• Bis einschließlich 2 Personen: Duschbad
(Dusche, WC, Waschbecken, Waschmaschinenstellplatz)
• 3 bis 4 Personen: Vollbad
(Badewanne, WC, Waschbecken, Waschmaschinenstellplatz)
• 5 Personen: Vollbad und Gäste-WC (WC, Waschbecken)
• ab 6 Personen: Vollbad und Duschbad
Abstellräume
• Mindestens 1 m2/WE und mindestens 0,5 m2/Person innerhalb der Wohnung (auch als Einbauschrank möglich)
• Sollen mit ihrer Hauptfläche außerhalb der Wohnung liegen (Können keine Abstellräume außerhalb der Wohnung nachgewiesen werden, wird innerhalb der Wohnung nur eine Fläche von maximal 0,5 m2/Person als Wohnfläche anerkannt. Bauordnungsrechtliche Anforderungen bleiben hiervon unberührt.)
Freisitze
• Mindestfläche 3,5 m2, Mindesttiefe 1,50 m, Mindestfläche pro Person 1,0 m²

aus: Merkblatt 1 Förderung von Mietwohnungsbau (gültig ab 1. Januar 2007) Seite 24ff
Hamburgische Wohnungsbaukreditanstalt

dinge

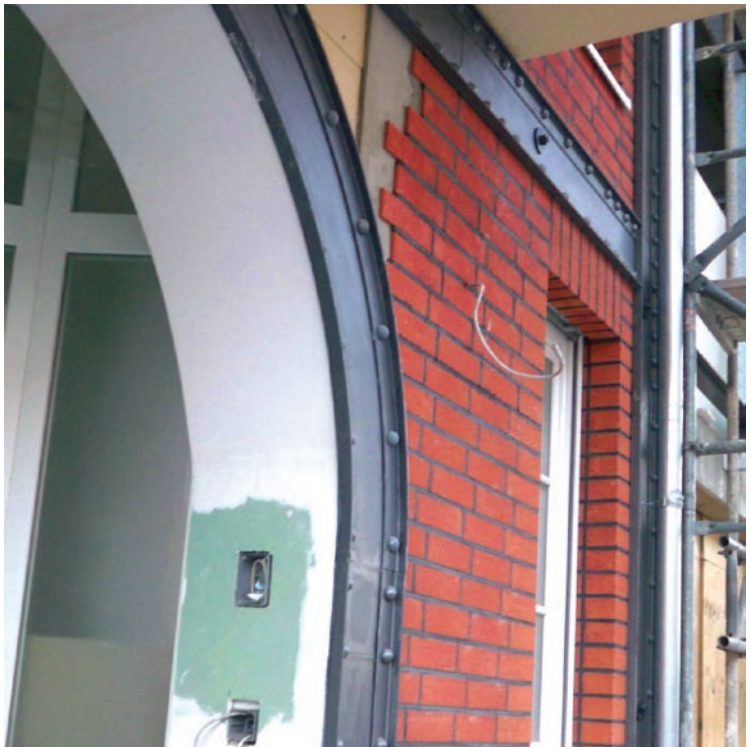
Innerhalb des letzten Jahrhunderts hatte die Vielfalt der konsumierbaren Produkte eine stetig wachsende Zuwachsrate. Ihre Haltbarkeit bzw. Gültigkeit unterliegt einer rasant fallenden Konjunktur. Alles was gestern noch als Statussymbol einer wohlhabenden Konsumelite diente, ist heute schon für fast jeden erschwinglich und billig, wenn nicht der Gebrauchswert, sondern seine zeichenhafte Verkörperung zur Befriedigung führt. Es wird heute fast keinem mehr verwehrt, sich mit den Icons der Konsumkultur auszustatten. Es ist kaum noch eine Frage von Klasse - materieller Wohlstand ist äußerst erschwinglich geworden. Die stigmatisierte Besitzlosigkeit ist heute mehr in Form einer bewussten Entscheidung als in der Not zu finden.

Eine Vielzahl von Produkten haben unser Leben in einer Weise verändert, wie es ohne ihre Existenz nicht mal auszudenken gewesen wäre.

Arbeiten, die noch vor wenigen Jahren einen wesentlichen Teil unserer Zeit in Anspruch genommen oder gar nicht selbstständig erledigt werden konnten, werden in wesentlich kürzerer Zeit und mit einer hohen Effizienz von technischen Geräten übernommen oder werden überhaupt erst für den einzelnen leistbar. Andere Erfindungen binden unsere Aufmerksamkeit an sich und lassen ganz neue Handlungsmuster entstehen.

Die bloße Existenz der Dinge und die dauernde Konfrontation mit ihnen nimmt einen gewaltigen Raum ein und nötigt uns andauernd zum Handeln. Knöpfe wollen gedrückt werden, Regale und Schränke gefüllt sein, Sofas brauchen Wärme, Lampen wollen leuchten, Staubsauger saugen, Spiele spielen, Musik gehört werden…

Man kann durchaus Mitleid mit den Dingen entwickeln, wenn man feststellt, dass man sie eigentlich doch nicht braucht.



material

Materialien nennen wir die Materie, aus denen die Dinge, die uns umgeben, geformt sind und in denen sie in Erscheinung treten. So sind wir stets umgeben von Material. Auch wir sind Material. Das geht soweit, dass man vom Materialismus sprechen kann und damit eine Geisteshaltung beschreibt. Wir ordnen Materialien in ein Wertesystem ein. Materialien repräsentieren und reflektieren, sie entfalten über ihre physikalischen Eigenschaften hinweg Zusammenhänge, Assoziationen. Sie sind emotional und spirituell aufgeladen und sind für jeden Einzelnen ganz individuelle Bedeutungsträger. Sie sind eine Orientierungshilfe. Sie geben uns eine Chronologie. Ihr Altern und Alter lässt sich zu unserem eigenen ins Verhältnis setzen. Erst ihr Gewicht, ihre Härte, Wärme und Ausdehnung gibt uns einen Referenzmaßstab für unser Sein. Nun kann man unterscheiden zwischen der Oberfläche und der Konsistenz. Man kann fragen nach Struktur und Beschaffenheit, nach Masse oder Wärme, sogar nach seiner Ehrlichkeit. Wir bezeichnen Material als natürlich oder künstlich, ja sogar richtig oder falsch. Ein Material kann nach unserem Ermessen gut oder schlecht sein.
Diese Bewertungskriterien sind zwar teilweise physikalisch relativierbar, ihre Einordnung und Klassifizierung unterliegt jedoch immer der Frage, in welchem Verhältnis wir selber zu ihnen stehen.
Alle an der Oberfläche dieses Planeten natürlich, also für unsere Wahrnehmung prozesslos vorkommenden Materialien, also Landschaften und ihre Primärprodukte Holz, Naturstein, Sand, Wasser etc., sind ohne Weiteres „ehrliche“, natürliche Materialien. Wir haben kein Problem, auch einen gebrannten Stein, eine Keramik, Beton, ein Leimholz, Stahl in seiner rohen Form, ja sogar noch ein dickeres Blech und Glas, sowie Papier und Stoffe als ehrlich zu bezeichnen.

Je weiter sich jedoch das Produkt in seinem Entstehungsprozess durch seine gewonnenen Eigenschaften von seinem uns vertrautem Ausgangsmaterial entfernt, um so künstlicher erscheint es uns. Dann ist es irgendwann ab einer nicht definierten Schwelle künstlich.
Die Dinge, die uns umgeben, treten für uns nur selten unter dem Aspekt ihrer materiellen Beschaffenheit und dessen Aufladung in den Vordergrund. In aller Regel sind wir lediglich mit ihren Oberflächen und mit Teilaspekten der physischen Eigenschaften befasst.
Tatsächlich sind die meisten der uns umgebenden Materialien technologische Kompositionen. Nur unter Ausnutzung ihrer Synergien sind sie uns dienlich, sind sie zu unserem Nutzen formbar. So leben wir bereits einer weitestgehend artifiziellen Welt. Das, was uns in unseren Häusern und Städten umgibt, was wir bei uns tragen, zu uns nehmen und erleben ist weitestgehend eine Abstraktion von stofflicher Reinheit.
Die traditionellen Verbindungen, die wir zu Materialien haben, ihre sinnliche Aufladung und das Verhältnis in welchem wir zu ihnen stehen, wird jedoch nach wie vor über die Oberflächen an uns herangetragen. Mitunter steht das im Zusammenhang mit einem technischen, produktions- und nutzungsspezifischen Optimierungsprozess. An anderer Stelle werden Dinge, die unsere Erfahrungen nicht einbinden können über die Adaption identifizierbarer Erkennungsmuster an uns herangetragen. So wandeln sich hölzerne Dielen, die Jahrhunderte lang mehr schlecht als recht als flächiges Element linear die tragenden Deckenbalken überspannend, unsere Fußböden strukturierten, durch konstruktive Neuerungen zu einem kleinteilig, auf einer Trägerschicht, also Rohboden, verlegtem Parkett, um sich schließlich in sein rein illustrativ imitierendes, aber substanzloses Abbild zu verwandeln.

Die uralte Technik des Fügens von aus der Natur gebrochenen Steinen zu einem tragenden und umschließenden System wird den Häusern von heute, obwohl sie ihrem statischen Verhalten nach oft anders konstituiert sind, immer noch über ihre Fassade an uns herangetragen. Sogenanntes Sichtmauerwerk hat oft lediglich eine optische Funktion oder erfüllt - trotz der Qualität des Materials - nur Teilfunktionen einer Wand. Die projizierte Solidität baut sich als reine Oberfläche vor unserem Auge auf. Auch hier wird der Gehalt des Images benutzt, um einem überkommenden Wertesystem gerecht zu werden.
Bei den Dingen, die wir unser Eigen nennen, oder mit denen wir uns umgeben und identifizieren, vermögen wir über seine Beschaffenheit (soweit es uns zur Wahl steht) einen Eindruck in die Welt tragen, wie wir zu ihr stehen. So können wir Material, bzw. seine oberflächliche Erscheinung instrumentalisieren und über sie kommunizieren. Wir vermögen Einfachheit oder Raffinesse zu implizieren. Wir können ein technisch, funktionales Weltverständnis ausdrücken oder eine Schlichtheit; Dinge erscheinen uns als edel, solide, verspielt oder werthaltig. All dieses sagt jedoch mehr über uns und unser Verhältnissen zu den Dingen aus als über sie selbst.
Die ästhetisch kulturelle Entwicklung unterwirft die Umwelt einem ständig erneuernden und bewertenden Prozess. Bedingt durch unsere eingeschränkte Wahrnehmung reduziert sich die Bedeutung der Materialien zunehmend auf seine visuelle und habtische Qualität. Dies geht mit einer erfahrenen und produktionsbedingten Effizienzsteigerung einher. Die industrielle und technologische Transformation der Materialien versetzt diese in die Lage, mit einem optimierten Aufwand eine technische wie auch gefühlte Wirkung zu entfalten, die die tradierte Potenz ihrer Grundsubstanzen verhöhnt.

über das erinnern
koordinatensysteme

Wenn man von der Beseeltheit der Dinge spricht, macht man eine diffuse Diskussion auf, die weit über das hinausgeht, was hier Gegenstand der Überlegung sein soll. Nichts an einem Ding, sei es ein menschliches, tierisches oder rein physisches, wir könnten auch sagen, emotionsloses Ding, ist schwieriger zu erfassen, als das, was gemeinläufig als Seele benannt wird. So möchte ich lieber vom Wesen der Dinge sprechen, von dem, wie Dinge sich entfalten, wie sie mit uns in Wechselwirkung treten, wie sie sich und mit uns kommunizieren. Die Dinge, so können wir aus Heideggers Betrachtung lernen, sind, sobald wir eine gewollte oder ungewollte Beziehung zu ihnen eingehen, Symbole. Sie sind es, von denen Raum ausgeht. Alles, was ist, generiert um sich herum und auch noch in unserer Erinnerung an sie einen Raum und setzt sich so mit uns ins Verhältnis. Wir können den Dingen ausweichen, sie weitestgehend ignorieren, und doch strukturieren sie unsere Umwelt. Wenn wir uns selber als solch ein Ding verstehen, der Raum erzeugt, so durchdringen wir ständig andere Räume und andere Räume durchdringen den unsrigen. Auf diese Weise entstehen Wechselwirkungen zwischen uns und den uns umgebenden Dingen. Aufgrund unserer Erfahrung entscheiden und bewerten wir die erlebbaren Spannungen, die aus dieser Überlagerung von Räumen entstehen. So identifizieren und erleben wir Dinge als störend, fremd, dienlich, selbstverständlich, gewohnt, uns zugehörig, interessant, respektvoll, verachtend, bedrohlich, befriedigend, …

Berlin-Mitte: Schinkel/ Bauakademie, „plakative“ Rekonstruktion mit einer, von Maurerlehrlingen errichteten Ecke. Davor im Kanal: Drei „Ruderboote“ - sie schwimmen, doch scheinen sie ganz aus Beton zu sein - oder doch nur ihre Oberfläche? Kann das sein? Was ist echt? Was ist authentisch? Tatsachen, Bilder und Gewissheiten gehen an diesem Ort eine sehr interessante Beziehung ein...

Wenn etwas, was uns als nutzlose, weile leere Verpackung begegnet, an einem Ort, der eigentlich nicht für die Verwahrung leerer Verpackungen markiert ist, so begegnet es uns als Schmutz, als störenden Eindringling in unseren Raum. Wenn wir jedoch darin einen Nutzen sehen, zum Beispiel die wertschöpfende Weiter- oder Wiederverwertung, dann ist diese Durchdringung unseres Raumes eine willkommene. Die Aufladung seiner eigenen Symbolik deutet sich immer aus dem Verhältnis, welches wir zu ihm einnehmen. Ein Mensch, der uns bedrohlich erscheint, erzeugt, wenn er uns nahe tritt, eine Haltung. Auch wenn er gar keine Bedrohung intendiert, wird sein Eindringen in unseren Raum erschwert. Für einen Menschen, der uns sympathisch erscheint, sind wir bis zu einem gewissen Grad bereit, ihm Raum in unserem einzuräumen.
Jede Landschaft vermag ohne Weiteres uns aufzunehmen und mit seinen Attributen einen Raum zu geben, den wir als Wechselwirkung zwischen uns und dem Umgebenden erfahren. So, wie jeder Mensch und jede Landschaft uns selbst erleben lässt, so vermag dies auch jeder gedachte, jeder gebaute Raum, jedes „Zimmer“, jeder Straßenraum und auch all die Dinge, die uns umgeben. Die Weise, in der die Symbole, also die Intentionen wirken, geht jedoch nicht von ihnen allein aus, sondern nur aus der Verbindung, in die wir sie stellen. Dafür möchte ich zwei Beispiele bemühen:
Stellen wir uns eine alte hölzerne Kommode vor. Nehmen wir an, sie befindet sich seit drei Generationen im „Familienbesitz“. Schon unsere Großeltern haben sich ihrer bedient, haben darin, in der obersten Schublade, für uns heilig und unerreichbar, die wohldosierten Süßigkeiten verwahrt. Als sie starben, haben wir sie in unserer ersten eigenen Wohnung in den Flur gestellt, um darin unsere Schuhe zu verstauen und unserem Telefon einen Platz zu geben. Mittlerweile, weil wir unserer Wohnung einen neuem Stil unterworfen haben, steht sie auf dem Dachboden und verwahrt unsere Winterkleidung oder altes Geschirr.
Die Kommode für sich genommen, intendiert, da man in unserem Kulturkreis mit so gearteten Dingen umzugehen pflegt, das Verstauen von Dingen. Sie liefert uns durch ihre Erscheinungsform eine Handlungsanweisung, man könnte sogar von einer Handlungsaufforderung sprechen. Jede Kommode, wie auch immer sie geartet ist, muss sich an dieser frühkindlich erinnerten Muster messen, denn sie unterliegt unserem ganz persönlichen Erfahrungsschema. Diese eine, ganz spezielle hat schon so oft und auf vielfältige Weise den Raum unseres Wesens gekreuzt, dass jedes Mal, wenn wir ihr in Gedanken oder physisch begegnen, eine räumliche Verbundenheit erlebt wird. Sie ist Teil des Raums unseres Wesens. Sie birgt unsere frühkindliche Ohnmacht und unsere Erinnerungen an unsere Großeltern. An ihrer Maßstäblichkeit können wir unser eigenes Wachstum messen, die Schrammen, die wir ihr zugefügt haben, resultieren aus unseren eigenen Verletzungen. Die Kommode verkörpert unser Selbstständig-werden. Wir erleben an ihrem Alter unser eigenes. Der Wert, den wir ihr beimessen, ist durch die Rohheit ihrer handwerklichen Verarbeitung und dem verwendeten Material nicht zu ermitteln und nur schwerlich in einen angemessenen Betrag zu tauschen. Interessanterweise wäre sie jedoch ein Vermögen wert, wenn Goethe seine Manuskripte in ihr verwahrt hätte.
Ein anderes Beispiel:
Regal Billy - ich denke, fast jeder kennt dieses oder ein vergleichbares Modell. Die Intentionen, mit der Billy an uns herantritt, sind erst einmal zwei. Es sagt: Ich bin ein rationales Stausystem, stell mich vor eine Wand, denn ich habe nur eine „gute“ Seite; und nimm mich mit, du kannst mich gebrauchen,

ich bin äußerst erschwinglich, mehr bekommst du nicht für dein Geld. Sie stehen in Arbeits- und Wohnzimmern, in Küchen und Abstellräumen. Billy ist wirklich praktisch und wenn Billy mal zu klein wird, bzw. die Dinge, die wir ihm zumuten zu viel werden, dann erweitern wir ihn einfach. Kein Mensch muss sich für Billy schämen, keiner ist stolz auf Billy. Billy tut was es tun soll und solidarisiert nebenbei eine Menge Menschen. Haben wir nicht alle ein Billy? Wer dann, nach mageren Jahren zu Geld kommt und das Bedürfnis verspürt, SICH zu verändern, dem fällt es nicht schwer, Billy rauszuschmeißen, auf die Straße zu stellen und kauft sich statt dessen, weiterhin zur Verwahrung seiner Bücher, Ordner und persönlichen Sammlung je nach Selbsteinschätzung ein USM-Haller-System oder doch vielleicht lieber eine schwere Eichenwand. Dies sind ebenfalls Symbole, die uns exakt die gleiche Handlungsanweisung wie Billy geben. Nur sind sie ihrem Wesen nach so gemustert, dass sich der Raum, den sie einnehmen, wohl besser in den fügt, den WIR erzeugen wollen.

Die Dinge, die uns umgeben, haben einen Einfluss. Sowohl dann, wenn sie uns als fremd begegnen, zum Beispiel im persönlichen Raum eines anderen als auch in unserem eigenen Verfügungsraum, un- und mittelbar. Wir werten und bewerten anhand ihrer unser eigenes Selbstbild und das der Anderen und setzen es bewusst oder unbewusst ein. Wir markieren Status und Zugehörigkeit, schließen aus und grenzen ein. Das Alter und die Herkunft der Dinge relativieren unseren eigenen Standpunkt, geben ihm in einem Koordinatensystem aus Zeit, Ort und Befinden einen Fixpunkt, einen Reflektor. Die relativen Bezeichnungen alt oder neu können je nach Objekt und Beziehung zu diesem eine Geringschätzung als auch einen Wert ausdrücken.

Je länger uns ein Ding seinem Symbol nach bekannt ist, um so langsamer ist sein gefühlter Alterungsprozess. Ein Haus, welches seit wir uns erinnern können an einem Ort steht, ist relativ betrachtet dieses Jahr annähert genauso alt wie letztes Jahr. In unserer Wahrnehmung, die sich lediglich das kleine Fenster unseres eigenen Erlebens zur Referenz nimmt, ist es ein beständiges Ding, eine Grundkoordinate, etwas Selbstverständliches. Es ist unvorstellbar, dass da auch etwas anderes sein kann als das, was wir erinnern. Wir identifizieren an diesem Haus das verstreichen von Epochen, es hat sich so in unserem Bewusstsein verselbstständigt, dass wir sein permanentes Weiterleben kaum wahr nehmen.
Bei einem anderen Haus hingegen, welches seinem Symbol nach die selben Handlungsaufforderungen birgt, in seiner materiellen oder strukturellen Erscheinung sich jedoch anders artikuliert, verhalten wir uns wesentlich reservierter und es erfordert einen oft generationsübergreifenden Aneignungsprozess, um sich selbst aus dieser Haltung zu befreien. Je neuer, dass heißt je ungewohnter die Dinge sind, um so schwerer fällt es uns, ihr räumliches Wirken zu schätzen. Aus diesem Zusammenhang verstehe ich einerseits die Skepsis gegenüber Gebäuden, die nicht in unser Schema passen und andererseits auch die bewusstlose Anhäufung von Dingen, die ihrem Symbol nach Optionen einräumen und einen Handlungsraum generieren, jedoch reell keine Beziehung zu uns eingehen und außer durch ihren Geldwert wertlos für uns bleiben.
Dazu zähle ich all die Dinge, die per Kaufaufforderung ihren Weg zu uns finden, die versprechen Unabhängigkeit und Eigenständigkeit zu gewinnen und doch in Wirklichkeit Möglichkeiten nehmen, Handlungsräume einnehmen. Dies funktioniert natürlich am Besten, wenn sie nicht Gewohntes ersetzen, sondern Neues versprechen.

nutzungsdauer-
nutzungsdichte

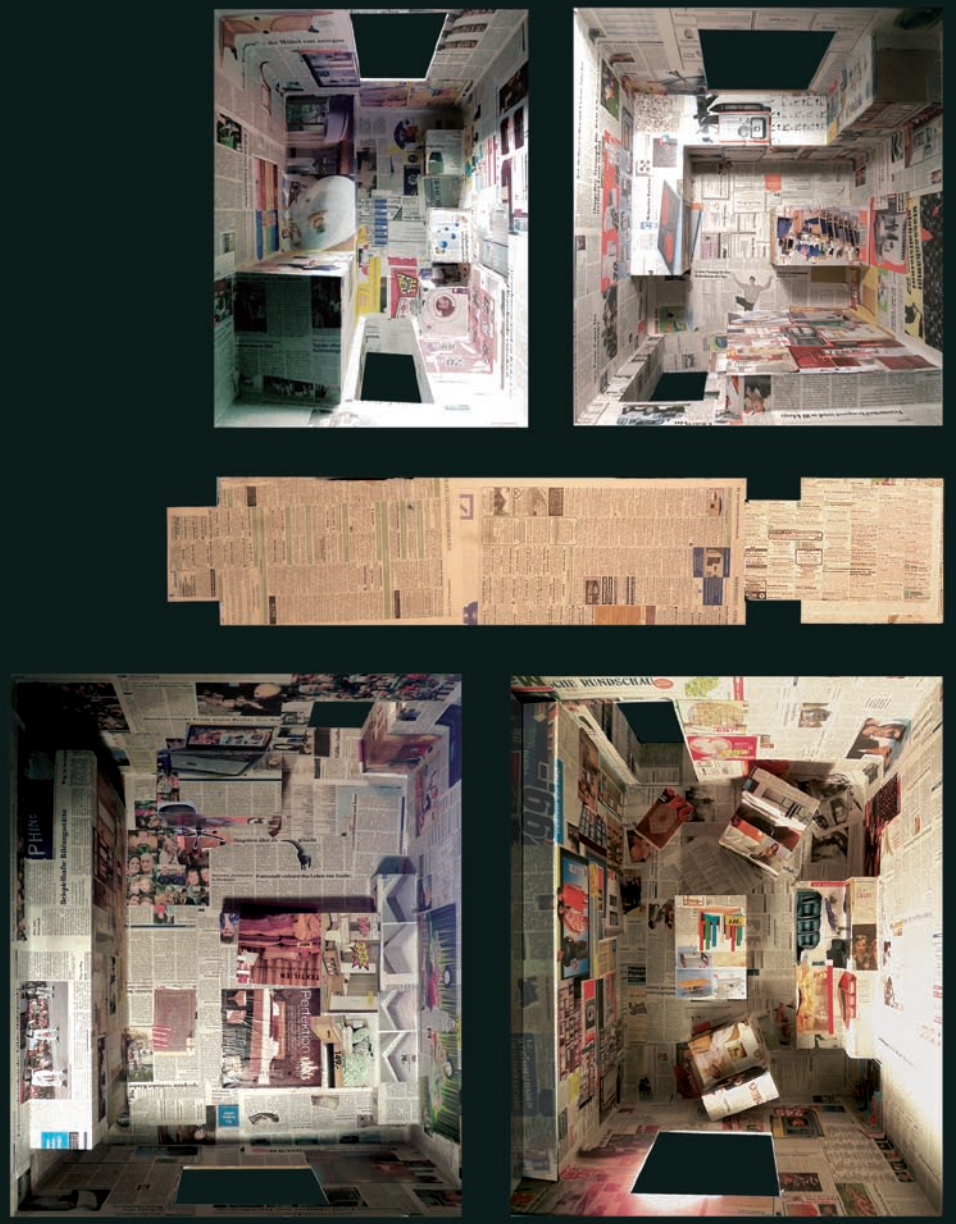
Auch wenn wir uns mit unserem fantastischen Vorstellungsvermögen in jeden einmal intensiv erlebten Raum zurückversetzen können und, in dieser Hinsicht etwas Begabtere in ihrer Vorstellung sogar ganz neue Räume erleben können, das, was wir gemein als Nutzung verstehen, als Beanspruchung, passiert nur in unserer physischen Anwesenheit.

Einfacher gesagt: Ein Raum, der dem Wohnen vorbehalten ist, ist nur dann genutzt, wenn wir in ihm sind. Nur dann ist er uns dienlich und entfaltet er seine Möglichkeiten, seine hüllende Wirkung. Dabei ist festzuhalten, dass kein Wohnraum um seiner Selbst Willen existent ist. Wir wohnen nicht, weil wir bauen, sondern wir bauen, weil wir wohnen (Heidegger). Nun will ich nicht zum ewigen Verweilen in der Symbiose zwischen Mensch und Ding einladen. Ich möchte lediglich für das überwiegende Ruhen der Räume Bilder finden.
Man denke sich eine 50 m² große Wohnung eines alleinstehenden Angestellten. Sie hat eine kleine Küche von neunkommafünf Quadratmetern, genug Platz, um auch Mal ne kleine Mahlzeit zu sich zu nehmen; ein Bad von sechs inklusive Waschmaschinenstellplatz, der Flur fast ebenso bemessen - beim Eintreten soll`s ja nicht kleinlich wirken - ein Quadratmeter Abstellpflicht; die verbleibenden Quadratmeter differenzieren sich, getrennt durch eine massive Schrankwandanstellwand in ein 13,5 m² einschreibendes Schlafzimmer und ein 14 m² großes „Wohnzimmer“ mit Arbeitsecke. Dieses Ensemble wird noch durch einen Arbeitsplatz in einem Büro ergänzt, der ebenfalls direkt diesem einen Nutzer und exklusiv seiner Arbeit zugeschrieben ist.
So wird diese herrschaftliche Fläche von 50 m² Quadratmeter, die im Ganzen erlebt eine Atmosphäre von Weite und Grosszügigkeit verbreitet, in Sektionen gemauert, die jede für sich kaum ein Gefühl von Großzügigkeit vermitteln kann, geschweige denn deren Benutzung wirklich komfortabel zu nennen ist.
Tatsächlich verbringt der gute Mann ca. acht bis zwölf Stunden „außer Haus“- wie man so schön sagt, also an seinem Arbeitsplatz, bei Besorgungen um seinen Haushalt mit Nachschub an Verbrauchsgütern anzufüllen, in Bus und Bahn oder in der mobilen Verlängerung des privaten Verfügungsraums, im Auto.

Die reelle Nutzungsfrequenz der Wohnung liegt also bei ca. Zweidrittel bis zur Hälfte eines Vierundzwanzigstundentages. Der größte Teil der eingehausten Zeit wird mit geschlossenen Augen, in einer traumhaften Welt, also in einer ganz anderen Sphäre, verschlafen. Die verbleibenden Stunden, und seien es auch am Wochenende mal ein paar mehr, vorausgesetzt, man entflieht nicht sowieso der Enge der Räume, werden intensiv darauf verwand, dem häuslichen Angeboten gerecht zu werden. Man zieht sich in Regungslosigkeit auf einen Sessel zurück, erledigt die immer anfallenden Haushaltsarbeiten oder lässt sich von der Funktionalität der Küchenautomatisierung überzeugen. Der Hauptzweck einer Wohnung ist die Selbsterhaltung und Rechtfertigung ihrer selbst. Der reelle Nutzen, also die Verwahrung unserer Habseligkeiten, findet in vorkonditionierten Einheiten statt, die daneben nur sehr schwerfällig uns Raum geben können. An der Austauschbarkeit der meisten uns umgebenden Dinge wird nochmals ganz deutlich klar, dass wir faktisch sehr wohl zwischen unserem Selbst und den Dingen, die wir für unser Selbstbild installieren, differenzieren können.

Ganz anders stellt sich dieses Bild natürlich dar, wenn eine Wohnung, oder die Wunschprojektion „Eigenheim“ von einer Familie oder Wohngemeinschaft belebt wird. Ist das der Fall, überlagern sich oftmals unterschiedlichste Nutzungen auf einen relativ kleinen Raum. Allerdings gibt es auch hier oftmals vorbehaltene Räume, also Platz, der trotz der relativen Enge lediglich einzelnen Personen oder Nutzungen zugewiesen ist und demnach einer sehr geringen Frequenz unterliegen. Man könnte sagen, dass ein Familienhaushalt tatsächlich eine ökonomische Art von Wohnungsnutzung ist. Leider muss man feststellen, dass dieses Modell offensichtlich kein zeitgemäßes ist, sich nur auf Teile der Gesellschaft bezieht und das familiäre

Beschreibung: Siehe S.200



Miteinander in einem Haushalt auch nur einen Lebensabschnitt markiert. Aus diesem Modell entwächst jedoch eine bauliche Struktur, die den Markt an verfügbarer Wohnungsfläche dominiert. So gibt es eine Vielzahl von riesigen Familienwohnungen und vom Partykeller bis in den letzten Winkel ausgebaute und betriebene Einfamilienhäuser, die nach einer Phase der intensiven Nutzung ihre nicht selten 200m² nun einem älter werdenden Paar zur Verfügung stehen, die ihre befreite Zeit lieber in der Schrebergartenlaube, auf dem Campingplatz oder in der kleinen Wochenendwohnung verbringen. Das romantische Motiv vom Familiensitz, der über Generationen weitervererbt wird, in dem der Geist der Familie haust, stammt aus einer Zeit, in der man tatsächlich noch nicht von Familien als verwandtschaftliche Einheit, sondern von Häusern sprach. Diese umfassten in der Regel weit mehr als die Blutsverwandten und waren nie nur Verwahrungsort der Befindlichkeiten, sie waren ökonomische und im wahrsten Sinne ganzheitliche Lebensräume.
Ich kenne lediglich eine Familie, die dieses romantische Bild aufrecht erhält.
So bauen die Kinder, die niemals mehr in die Häuser ihrer Eltern ziehen wollen, Häuser, die sie an die eigenen vererben wollen. Es sind Hüllen für Projektionen, die Beständigkeit suggerieren und doch schon nach zehn Jahren technisch überholt, nach 15 Jahren ästhetisch neu ausgestattet und nach 25 Jahren sanierungsbedürftig sind. Die als Einheit gedachte räumliche Vielheit zerfällt sichtbar in ihre projektierten Fragmente, die baulich oftmals so kurzsichtig angelegt sind, dass die Kosten und Strapazen einer Umnutzung/ Sanierung oftmals nicht mit dem Komfortangebot eines schlüsselfertigen Neubaus standhalten könne.

smart house

Ein neues Schlagwort, welches den Wohnungsmarkt beflügelt, ist das Smart House/Home. Unter diesem erst mal definitionsfreien Begriff versammeln sich alle haushaltsrelevanten Anbieter von elektronisch-technologischen gebäudetechnischen Produkten. Der private Haushaltskonsum ist selbstverständlich ein enormer Wirtschaftsfaktor und Absatzmarkt. Wer hier nicht ständig neue Reize und Wünsche auszulösen vermag, ist als Hersteller schnell in der Defensive und wird abgehängt. Mit diesem Schlagwort geht das Versprechen einher, ein ganz neues Zeitalter des Wohnens sei angebrochen. Wenn man jedoch in Berlin nahe dem Potsdamer Platz das Smart-Muster-Haus (T Com-Haus; bis Ende 2006) erblickt, glaubt man sich in der Adresse geirrt zu haben. Eingezäunt auf einer grünen Wiese steht dort ein Häuschen aus Klinker, Satteldach, Erker und Balkönchen wie es im Kataloge steht.
Diese Häuser sind vom Hobbykeller bis unter die ausgebaute Spitze mit einem Netz von Kabeln durchzogen, dass es jedem Wünschelrutengänger nur so in den Handgelenken zuckt. Jedes erdenkliche technisierbare Gerät wird über ein Display in der Küche, dem Laptop am Arbeitsplatz oder einem Mobiltelefon von überall reguliert und – kontrolliert. Es wäre wahrscheinlich sinnvoll, dem Haus eine eigene „Homepage“ zu erstellen.

Man kann aus dem Urlaub die Rollos bedienen und das Licht schalten, damit potentiellen Einbrechern unsere Anwesenheit simuliert wird. Kühlschränke werden fast selbstständig wieder befüllt, in Zukunft können alte Menschen ihr Sterben von einer alles erfassenden Videodokumentation aufzeichnen lassen. Die Badewanne ist schon mit zweiunddreißig Grad warmen Wasser gefüllt, wenn wir zur programmierten Zeit nach Hause kommen. Das Rasengrün wird unserem ästhetischen Empfinden nach automatisch auf einer einheitlichen Länge und farblichen Sättigung gehalten, notfalls auch im Winter. Auf diese Weise etabliert sich ein Kontrollzwang. Die Verfügbarkeit der Gewissheiten schafft ein Klima, das uns selbst im Urlaub in unser Haus zurückkehren lässt. Dabei sollte jedem, der vor dem heimischen Fernseher durch die weiten Steppen Afrikas schweift, bewusst sein, wie wenig man tatsächlich die Hitze spürt wenn es brennt.
Das Smart House, so wie es angepriesen wird ist in erster Linie ein erweitertes Herrschaftsinstrument für den Selbstbeherrschungsraum. Anstatt unserem Selbst Raum einzuräumen und uns von der Last der Notwendigkeiten zu befreien, schafft es lediglich eine Atmosphäre und die unabdingbare Notwendigkeit der Kontrolle.

Dabei sind die technologischen Entwicklungen durchaus zu begrüßen. Mit einer intelligenten Heizungssteuerung, so wird behauptet, könnte genauso viel Heizenergie eingespart werden wie mit einer guten Gebäudehülle. Passive Klimatisierungsparameter könnten effektiv genutzt werden, Energieaufwendungen für inaktive Geräte und vergessene Glühbirnen könnten reduziert werden, der Verbrauch von Wasser und Strom könnte dem Verbraucher zugeordnet visualisiert werden und zu einem bewussteren Umgang führen.

atmosphäre

Atmosphäre nennen wir gemeinläufig das, was uns umgibt. Diese dünne, äußerst sensible Schicht zwischen der Erde und der Weite des Alls, die uns atmen und leben lässt, ist überall dort, wo Menschen sich aufhalten. In der uns alle einschließenden und zur Verfügung stehenden globalen Atmosphäre differenzieren wir weitere, die dadurch gekennzeichnet sind, dass sie Teilaspekte ausschließen. Diese beinhalten alle die physikalischen und biochemischen Eigenschaften der Einen, variieren jedoch durch ihren Gehalt und durch eine mehr oder weniger bewusste oder natürliche Gestaltung. So hat jede Landschaft, jede Stadt und jedes Haus seine eigene, sinnlich erlebbare Atmosphäre. Dinge wie auch Menschen vermögen ebenso eigene Atmosphären zu verbreiten. Man kann Atmosphären als gut oder schlecht, sachlich oder herzlich, fröhlich oder traurig, angespannt oder gelassen erleben.
Wenn man ein Haus entwirft, eine Wohnung gestaltet, ist ein wichtiger und richtiger Anhaltspunkt immer die Frage nach der Atmosphäre, nach der räumlichen Wirkung, die erzeugt werden soll. Wir haben als Entwerfer einige Parameter, mit denen wir aus unserem Sachverstand und unserer Erfahrung heraus die Sinnlichkeit eines Raumes beeinflussen können. Ob diese Ideenprojektion gelingt, liegt jedoch maßgeblich an der späteren Nutzung, also an der Art und Weise, wie der Nutzer auf die räumlichen Angebote eingeht und sie ausfüllt.
Nun unterliegt, gleichsam wie die Haustechnikindustrie, auch der Erfolg der Möbel- und Fertighausindustrie dem absatz- und wachstumsorientierten Markt und ist somit gezwungen, in einer schnellen Abfolge den ewig gleichen Abnehmern immer neue Produkte zu verkaufen. Schon lange haben die „Einrichtungsgegenstände“ ihre Funktionalität hinter ihr modisches Erscheinungsbild gestellt. Mittlerweile ist es fast unmöglich, einen Raum durch einen aus dem Kontext der Zweckdienlichkeit kommenden Gegenstand zu ergänzen. Es wird nur noch, und da gibt es erstaunliche Parallelen zu städtebaulichen Vorstellungen, in ganzen Sets gedacht.
Eine Vielzahl von möbelhausgesponsorten Einrichtungsshows gibt dem, ob der Kurzlebigkeit der Moden verunsicherten und ihres eigenen Geschmacks nicht mehr trauenden Bevölkerung mitunter wirklich gute Ratschläge, wie der misslichen Lage in den eigenen vier Wänden zu begegnen sei. Diese rührend verpackten Verkaufshows können jedoch kaum ein Nachdenken über die uns zur Verfügung stehenden Räume befördern. Stattdessen nutzen sie die Spiegelbildlichkeit der gezeigten, erbärmlichen Wohnungen mit denen, in die sie über den Fernseher strahlen und betreiben ein direktes Produktplacement, eine psychologische Strategie, die den öffentlich-rechtlichen Sendern eigentlich untersagt ist.
Wenn wir davon ausgehen, dass diese geschaffenen Atmosphären immer eine Symbiose aus einem räumlich, visuellen Eindruck und der sie belebenden Wesen ist, so entstehen in den ferngestalteten Wohnzimmern ein skurriles Zerrbild.
Die Atmosphären der installieren Räume können eine selbstreferenzielle Künstlichkeit erzeugen, die jedes frei formulierte Agieren als Störung erscheinen lässt. Der Versuch, über ein atmosphärisches Arrangement eine Zugehörigkeit oder einen Zeitgeist zu installieren, mündet oftmals in reellen Lächerlichkeiten. Gerade der Versuch deckt die Banalität des Bildhaften auf.

räumliche individualisierung

Die Individualität hat es nicht leicht, erst Jahrhunderte lang unterdrückt und gefangen in einem gesellschaftlichen System, in dem jede individualistische Lebensentscheidung einem Ausbruch gleichkam und die reelle Existenz gefährden konnte, in der es nur wenigen Privilegierten oder Außenseitern vorbehalten war, sich frei und unabhängig zu entfalten, um dann, kaum befreit und entfesselt, als Sündenbock aller zwischen- und menschlichen Unzulänglichkeiten herhalten muss.
GOTT sei Dank sind wir alle Individuen und es ist nicht die Feststellung dessen, was uns manchmal als so besorgniserregend erscheint, sondern die Tatsache, dass dies so viel Raum nimmt.

Es bedurfte der sich schnell verdichtenden Stadt in einem radikalkapitalistischen Milieu, die die Ausdifferenzierung der Individualität möglich und sogar nötig machte (Häußermann, Stadtsoziologie). Ein Maximum an Anonymität und ein Minimum an Fürsorge und Aufmerksamkeit erzeugten ein Klima, in dem die Überlebenschancen für den am höchsten sind, der sich aus dem Überangebot an Menschen hervorhebt.
Die nicht mehr selbstverständliche Zugehörigkeit zu einem (Berufs)Stand oder einer gegebenen (Dorf)Gemeinschaft stellen jeden Einzelnen vor die Frage, wie er sich denn selbst in dieser Welt sieht. Ein riesiges, dem menschlichen Wesen eigenes Kreativpotential geht damit konform und eine absurde

„townhouses“ Berlin-Mitte

Spezialisierungen daraus hervor. Denk dir was aus oder stirb, Kreativität und Individualität als Schlüssel in einem System darwinistischer Persönlichkeitsevolution. Das Potential, der eigenen Persönlichkeit und Einzigartigkeit einen Ausdruck zu verleihen, wurde als Überlebensstrategie schnell und weit ver breitet. Individualität ist ein Mainstreamphänomen und zeichnet sich räumlich sichtbar ab. So muss jede Möglichkeit der Markierung genutzt werden, um jeder Zeit und überall, die Akzente der Individualität hervorzuheben. Das, was früher die introvertierte Gewissheit eines jeden war, wird nun in all seinen schillernden Facetten ausgebreitet und aufbereitet und greift so räumlich um sich.

Am meisten Platz hierfür bietet sich in der (Atmo)Sphäre des privatisierten Verfügungsraums. Neben dem erheblich erweiterten Angebot an Lebens-Stilen und Zielen steht ein gewaltiges Repertoire an Ausdrucksmöglichkeiten.

Die räumliche Individualisierung erweitert offenbar das Nervensystem weit über unsere ohnehin schon sehr empfindliche Haut hinaus. Die Sorge um Unversehrtheit und die Schutzbedürftigkeit des Individuums bezieht sich auch auf unser installiertes Selbstbild, unsere so genannte „dritte Haut“.

So sind unsere Häuser nicht mehr nur der Ort, der unserer Individualität Schutz und Raum gewährt, sondern in ihrer erweiterten Funktion selber äußerst verletzbar geworden und wir zum Beschützer dieser Installation.

Da wundert es nicht, dass wir, so allein, ohnmächtig und orientierungslos wie man in der Welt steht, den eigenen Verfügungsraum zum Maß aller Dinge erhebt, zum Nullpunkt im Koordinaten- und Wertesystem. So können wir in unserem Zuhause jeder Klimadiskussion eine perfekte Atmosphäre entgegenstellen, unseren eigenen Müll trennen und vor der eigenen Tür kehren.

privatisierte öffentlichkeit veröffentlichte privatheit

Der „Rückzug ins Private“ breiter Bevölkerungsanteile ist seit der zunehmenden räumlichen Privatisierung eine fast logische Tendenz und ein schlagwortartiger Vorwurf einer avantgardistischen, politisch-sozialen, am Ende der sechziger Jahre aufkeimenden Bewegung gegen das konservative (Klein-)Bürgertum. Die Kritik hat jedoch im Zuge der neueren Erscheinungen des Neokonservatismus und des Neoliberalismus an Strahlkraft verloren. Zu viele ihrer Vordenker haben sich mittlerweile selbst kampfesmüde in die Privatheit zurückgezogen oder sind konvertiert. Der Rückzug funktioniert so perfekt und reibungslos, dass wir von der Existenz unserer engsten Nachbarn oft nur erfahren, wenn sie stören – oder wir.

Städteplaner sind zunehmend damit beschäftigt, einen einstmals öffentlichen Raum, den der Einkaufsstraßen, Marktplätze, Straßen und Wohnsiedlungen, die ehemals eine spannungsvolle Durchdringung von privaten und gesellschaftlichen Interessen dargestellt haben, unter der Regie von privaten Interessen zu planen. Deren konzeptionelle Reinheit kann unglaubliche Qualitäten, aber auch Langeweile, Ausgrenzung und privatisiertes Recht bedeuten.

streetart-gallery im Tunnel Isebekstieg/ Hamburg

Images aus „second life“

Ein anderer Indikator für die Privatisierung des öffentlichen Raums ist in einer ganz anderen Maßstäblichkeit zu beobachten. Die Straßen sind voll von Menschen, die mit ihren persönlichkeitsverlängernden und die eigene Wohnung erweiternden Raumkapseln von zu Hause in den nächsten sicheren Hort eilen, die einem, da sie telefonieren, jede Aufmerksamkeit versagen oder die mit raumschiffgroßen Kopfhörern sogar die gegenwärtige Existenz einer gemeinsam erlebten Atmosphäre anzweifeln lassen. Jedes Mittel ist Recht, um in der Offenheit des öffentlichen Raums einen Sicherheitsabstand zu markieren, eine Blase, die ein fast berührungsloses, reibungsloses Gleiten zulässt.

Dieser Rückzugshaltung steht gegenüber, dass sich das produktorientierte und markterprobte Konzept vom Erfolg durch Bekanntheit auch auf einer gesellschaftlichen Ebene durchgesetzt hat. Es sind nicht mehr sagenhafte Leistungen und Qualitäten, die ein Produkt oder einem Menschen Erfolg bescheren, sondern nur noch die Bekanntheit. Die Erzeugung von Präsenz findet jedoch nicht in einer tatsächlichen Öffentlichkeit statt, sondern in einer medial gefilterten und choreographierten Ausgabe. Diese neueren Formen des Gesellschaftlichen projektieren Bilder aus einer vermeintlichen Privatheit in den öffentlichen Raum und erzeugen eine Atmosphäre, die das Gefühl suggeriert, dass diese sterile, berührungslose Art des Nebeneinanders, auch uns aus dem Schatten der privaten Sicherheit heraus zu Bekanntheit und Bedeutung verhelfen kann. Jeder Mensch ein Künstler – Selbstdarstellung, bzw. die Darstellung eines Selbstbildes, welches auch immer - als Medium und Inhalt gleichermaßen; so hatte Joseph Beuys sich das sicherlich nicht vorgestellt.

Nicht erst seit der phänomenal erfolgreichen Reality-Soap Big Brother, in der zwischenmenschliche Wechselwirkungen dra-

maturgisch stimuliert, die lange Weile des talentlosen Seins konsumierbar aufbereitet hat, sind Millionen von Menschen damit beschäftigt, via chat, blog und web cam ihren selektierten Alltag und ihr tiefstes Inneres mit einer synonymisierten Öffentlichkeit zu teilen. Um heute öffentlich präsent zu sein, kommt man kaum noch darum herum, sein persönliches Profil inklusive Bilder der eigenen vier Wände in einem Internetforum oder der eigenen „home“page im www zu offenbaren. Der Raum, der Mal dafür vorgehalten war, dem Selbst in einer öffentlichen Welt einen Rückzug zu gewähren, mutiert zu einen Ort, in dem wir nun im absoluter Abgeschiedenheit einer neuen Öffentlichkeit Einblick und Zutritt gewähren. Wo einst die Wahrung des Persönlichen im Vordergrund stand, strömt heute durch wandfüllende elektronische Fenster eine mehr oder weniger selektierte Öffentlichkeit herein, die in einer Dauerpräsenz unsere schon lange nicht mehr repräsentativen Wohnzimmer bewohnt und uns das Gefühl gibt, in unserer isolierten Einsamkeit niemals allein zu sein.
Eine weitere Abstraktion des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit sind neuere Real-Time-Rollenspiele im Internet. Als besonders aufsehenserregend gilt „Second life“ der Firma Linden. In diesem zweiten Leben wird die erste Welt in etwa so, wie sie wirklich ist, nachgebildet, mit dem kleinen Unterschied, dass sich jeder jederzeit sein Image und Erscheinungsbild selbst zusammenbasteln kann; dass heißt aus den Angeboten, die der Markt hergibt. Alles, was hier, im ersten Leben stattfinden kann, also wohnen, arbeiten, handeln, Partys, Einkaufen, Unterhaltung, Kommunikation, etc. findet nun auf einer virtuellen Ebene als, so weit es möglich ist, Ersatzhandlung statt.
Wer bei dem Begriff der Virtualität jedoch an ein experimentelles Feld für Cyberspaceintelligenzen oder dematerialisierte Naturen denkt, wird bitter enttäuscht. Eine virtuelle Welt wie diese konstituiert sich aus den selben Motivationen und Belanglosigkeiten wie die reelle. Sie ist ein Eins-zu-Eins-Abbild und hängt eher hinterher, da sie sich nur an der diesigen orientieren kann. Es werden die gleichen Klischees gelebt, die gleichen Häuser gebaut und die gleichen Schuhe getragen. Fast nichts ist formal neu oder anders als in dieser Welt. Offenbar reicht eine Welt aus spielerisch auswechselbaren Symbolen, um den Menschen das Gefühl eines erweiterten Handlungsraums zu bieten. So entsteht eine Parallelwelt, die uns im konventionslosen Raum der absoluten Anonymität die Möglichkeit eines anderen Lebens in diesem erproben lässt. Inwieweit dieses Verhalten Rückkopplungen auf die erste Welt hat, bleibt abzuwarten. Wenn sich der Aufenthalt in Second Life als reell befriedigende Alternative erweist, könnte der wesentlich aufwendigeren und ressourcenfressenden Selbstbildinszenierung Einhalt geboten werden. Wenn nicht, könnte eine Rückbesinnung auf die reelle Existenz von Handlungsräumen innerhalb und außerhalb der eigenen vier Wände einsetzen.

Interessant ist allemal der spielerische Umgang mit den Wechselwirkungen der wählbaren Identitäten. Hier gibt es kein Karma, kein Schicksal, keine Gewohnheit, hier gibt es nur noch Möglichkeiten. Ganz bewusst werden bauliche und räumliche Plug-Ins als szenische Bilder verstanden und eingesetzt, als Imagekulissen. Mittlerweile sind eine Vielzahl von Firmen, Konzernen und Agenturen in Second Life als Parallelerscheinung vertreten und es wird nicht mehr lange dauern, bis sich eine breite, global wirksame Unternehmensstruktur ausbildet, die sich ausschließlich über virtuelle Plattformen repräsentiert. Dann dienen „Räume“ lediglich der Orientierung, als Markierung von Präsenz.

wohnbedürfnisse

Die Frage, was Wohnbedürfnisse sind, lässt sich kaum wissenschaftlich klären. Die Wohnbedürfnisse sind eng mit den Grundbedürfnissen des Menschen verknüpft und diese teilt er mit allen Lebewesen, auch denen, die nicht einen festen Ort als Basis ihrer Behausung verstehen. Im Wohnen zeigt sich die kulturspezifische Ausprägung von Grundbedürfnissen und spiegelt ganz individuell wider, wie sich der Einzelne mit diesen arrangiert. Es scheint dem Menschen eigen zu sein, dass er sich einen Bezugsrahmen schafft, einen Ort, an den er immer wieder zurück kehrt, der ihm als Nullpunkt im persönlichen Koordinatensystem, als Basis dient. Die Be- und Angemessenheit dessen ist jedoch eine ganz individuelle. Was für den einen lediglich eine Verrichtungsstätte (von Grundbedürfnissen) ist, gibt einem anderen Lebensinhalt. Weder ein rechtes Maß noch eine präzise Ausformulierung von Wunschbildern lässt sich verallgemeinernd für die Feststellung von Wohnbedürfnissen ermitteln.

Tatsächlich stellt für vier fünftel das Eigenheim mit Garten immer noch den Idealtyp des Wohnens dar. Jedoch leben kaum mehr als ein Viertel in solchen Verhältnissen und haben sie je erlebt. Dem gegenüber steht, dass über Dreiviertel der in Deutschland Lebenden mit den Umständen, wie sie Wohnen, zufrieden sind. Selbst dort, wo die Wahlfreiheit eingeschränkt ist, also bei Fürsorgeempfängern, liegt die Zufriedenheit bei über 50%. Mit zunehmender Nutzungszeit, und das könnte man wohl als einen Gewöhnungseffekt verstehen, steigt auch die Zufriedenheit. (siehe Soziologie des Wohnens S.214ff).

Diese Tatsachen zeigen uns, dass die Projektionen und Erwartungen, die ins Wohnen gegeben werden sich nur bedingt mit dem decken, was man als ein befriedigendes Wohnen verstehen kann. Aus dem übergeordnetem Wunsch nach dem zumeist als Eigentum verstandenen Eigenheim ließe sich unter Umständen ablesen, dass es vermehrt darum geht, in einem selbstbestimmten und den eigenen Wertevorstellungen gerecht werdenden Rahmen sich selbst in seiner Individualität wieder zu finden. Der Ort, den wir unser Zuhause nennen, steht gegenwärtig vor allem für ein Bedürfnis nach Privatsphäre, einen Ausschluss der Öffentlichkeit und einen Wunsch nach Ruhe, Sicherheit, Schutz und Geborgenheit. An dieser Stelle muss man jedoch genau zwischen der eigenen Unversehrtheit und der der Wohnung differenzieren. So überlagern sich sobald die Grundbedürfnisse gedeckt sind unterschiedliche Anforder-

ungen an das Wohnen. Auf der einen Seite steht der Mensch in seiner Verletzlichkeit und auf der anderen all das, was er in sein eigenes Selbstbild mit einbezieht. So ist das Wohnen auch eine Versammlung von Dingen, an denen sich unsere Zugehörigkeit, unser Kulturbegriff und unser Selbstverständnis misst, für uns selbst und repräsentativ für andere. In ihrer Abgeschlossenheit und der genauen Definition von Grenzen schafft die Wohnung einen Selbstbeherrschungsraum, in dem wir - frei von ungewollten Interventionen - unsere eigene Ordnung erschaffen und darüber Kontrolle ausüben können.
Dem Wohnen scheint viel mehr Bedeutung zuzukommen, als sich aus der reinen Bedürftigkeit des Menschen ableiten ließe. Dies scheint aber, wie auch die Dinge, die dieser Tatsache Ausdruck verleihen, einem stetigen Wandel zu unterliegen. Selbst der Begriff Heimat, der unserem Selbstverständnis nach das Wohnen an einen Ort mit einbezieht, entlarvt sich zusehends als eine Erinnerung an eine Landschaft und eine Sprache und verliert damit im „gewohnten“ Alltag an Relevanz.
All diese aufgeladenen Begrifflichkeiten kann man nun hinterfragen und mit den Bildern abgleichen, in denen sie im Wohnen zum Ausdruck kommen. Ist die Suche nach dem individuellen Ausdruck nicht die Suche nach unserem ganz eigenen Platz , nach einer Selbstgewissheit? Drückt sich in diesen installierten Bildern und angehäuften Dingen nicht der Wunsch aus, eine Bedienungsanleitung, eine Erklärung für komplexe Zusammenhänge zu schreiben, ein Handlungsmuster oder man könnte auch sagen, ein Betriebssystem zur Verfügung zu haben? Suchen wir darin nicht Worte, die das beschreiben sollen, was uns ausmacht? In wieweit sind diese Verhaltensmuster und Bilder dafür tauglich, wie weit geben sie uns Gewissheit und wie viel davon ist ein Suchen und nicht ein Finden? Was bleibt vom Wohnen, wenn sie uns enttäuschen.

„Retro“-SCOUT, Edition 1975 als Laptop-Tasche/ „Arbeiterhose“ CARHARTT / ASTRA-Urtyp: Lars 30er Geburtstag

sampling

Der Begriff „sampling” ist in diesem Zusammenhang einer Technik aus dem Bereich der neueren Musik entliehen. Er nimmt das alte Thema des Zitats, welches in der Musik ein bekanntes und gewöhnliches Mittel ist, auf und treibt es auf die Spitze, indem eine Vielzahl von Zitaten zu einem neuen Stück arrangiert werden. Die Erkenntlichkeit der einzelnen Fragmente variiert von ganzen, im „play back“ abgespielten Songs, über rausgelöste Tonspuren, zum Beispiel der Basslinie bis zu einzelnen Soundfragmenten. Dafür bedient man sich gerne an Klassikern der Popmusik, aber auch an Alltagsgeräuschen und anderen erdenklichen Soundschnipseln. Der Wiedererkennungseffekt ist dabei gewollt. Er stellt eine Vertrautheit her und transportiert diese in einen neuen Kontext. Das, was dann ähnlich einer Collage als neues Produkt in eine Form (die Platte/ CD) gepresst ist, kann dann zusätzlich von einem DJ wiederum fragmentarisch mit anderen Stücken gesampelt und überlagert werden.
Genau so, wie wir in unseren Wohnungen unser Persönlichkeit einen Ausdruck geben, benutzen wir auch unsere Kleidung als Bedeutungsträger. Jedoch wandeln sich seit C&A und H&M die Parameter, nach denen „Kleider Leute machten“. Zur WM gab es Irokesenhaarschnitte in Schwarz-Rot-Gold; das Retro-

Was macht Bürgerschreck Marilyn Manson im bürgerlichen Spandau?
Warum tragt ihr die Klamotten eurer Eltern von vor 20 Jahren?
Warum ruht Buddha vor einer rollenden Frittenbude?
Wo kommt diese Puppe her?

design verwandelt 25jährige in die Optik ihrer Eltern von vor 20 Jahren; nichts geht besser zusammen als Nadelstreif mit Turnschuh; feine Lederhandtaschen werden mit einem militärischen Camouflagemuster in pink bedruckt; Kurz: Alte Klassifizierungen, die in Bildern, in Images ihren Ausdruck fanden, werden vermischt, überlagert und zu neuen Erscheinungsbildern zusammengesetzt – gesampelt.

Das setzt sich an anderen Stellen fort: So kann man heute Gewerkschaftsmitglied sein und trotzdem CDU wählen, jeden Tag joggen und eine Schachtel Zigaretten rauchen, bei Aldi einkaufen und am Umsturz des Systems arbeiten, Kröten von der Straße sammeln und Kühe essen... Der eine ist aus tiefster Überzeugung Sportler, ein anderer aus einer anderen Moslem oder Christ. Es gibt eine Partei für Fahrrad- und eine andere für Autofahrer, man ist homo-, hetero- oder metrosexuell.

Dazu gesellt sich ein unglaublich vielschichtiges Nebeneinander von Alltagsbildern, Lebensstilen und generationsbedingten Unterschieden: Einige verbringen ihr Leben lang in einer Wohnung, andere ziehen jedes Jahr um. Wir wohnen im Biedermeier, Bauhaus, Messiestyle oder total Ikea. In der einen Wohnung sitzen Cyberpioniere, heizen mit ihren Großrechnern und sind wireless mit der ganzen Welt verbunden. Sie essen Sushi, haben ihren Herd nur zum Espresso kochen und im Schlafzimmer steht ein Fahrrad für die härtesten Gelände. Einmal im Jahr ziehen sie sich für sechs Wochen in ein Kloster in Indien zurück.

Nebenan wohnt ein altes Ehepaar, sitzt am wachsdeckengeschützten Küchentisch in Kittelschürze, streicht sich die selbstgemachte Marmelade aufs Graubrot, lauscht nach 45 Jahren harter Arbeit den ganzen Tag Welle Nord, benutzt die gute Stube nur an ganz besonderen Tagen und war schon einmal in Paris – vor 25 Jahren.

Es gibt Akademiker bei der Müllabfuhr und Unternehmer, die Analphabeten sind. In der Generation Praktikum ist es nicht ungewöhnlich, wöchentlich zum Spartarif zu Meetings oder Freunden zu fliegen, auf Vernissagen und exklusiven Partys Champagner zu trinken und vom Geld der Eltern das WG-Zimmer zu bezahlen. Man ist Opfer und/oder Teil einer illusorischen Lifestylesamplingmaschine - welche bei aller Armut und Abhängigkeit die Zusammenhänge und Zugehörigkeiten neu mischt.

Lebensqualitäten, Lebensentwürfe und genauso wenig Architektur lassen sich objektivieren oder qualifizieren. Die Bilder, die sie erzeugen, können nur sehr bedingt als Maßstab zur Bewertung herangezogen werden und wandeln sich fortwährend.
Im Zeitalter des Sampling, der unendlichen Möglichkeiten und Motivationen, lösen sich die einzelnen Fragmente und Bedeutungen aus ihrem Kontext. Sie werden separiert instrumentalisiert und stehen damit einzeln auf dem Prüfstand. Hinter dieser abgebildeten Vielschichtigkeit tritt immer deutlicher ein komplexes Wesen und Leben hervor, das in einem Image nicht mehr zu fassen ist. Die freie Wahl, oft empfunden als Qual, ist Luxus, Herausforderung und Chance gleichermaßen. Orientierungshilfen finden wir nicht mehr in Selbstverständlichkeiten, die Bewertung wird uns überlassen oder findet einfach gar nicht statt. Wir können unser Leben gestalten, designen – und sogar ändern.
Das, was wir allgemein als „authentisch“ bezeichnen, findet man nicht mehr in einem „natürlichen“ Rahmen. Originalität ist im Zeitalter der „technischen Reproduzierbarkeit des Lebens“ eine Farce. Man könnte auch von „Lifestylesampling“ reden oder sagen: “learning from photoshop”.

stil

Wenn wir uns mit Architektur auseinander setzen, und mit ihr der Gegenwart, unserer Kultur und unseren Lebensumständen einen angemessenen Raum bereiten wollen, sind wir immer auf der Suche nach der “richtigen“ Form, nach einer Gestalt, die uns in ein Verhältnis zu unserer Umwelt setzt und unserem Bedürfnis nach Gewissheit und Kontext gerecht wird. Die Baugeschichte bietet uns epochal geprägte Vorlagen. An ihnen

Stil und Angemessenheit dessen, was uns repräsentiert, ist immer wieder neu in Frage zu stellen

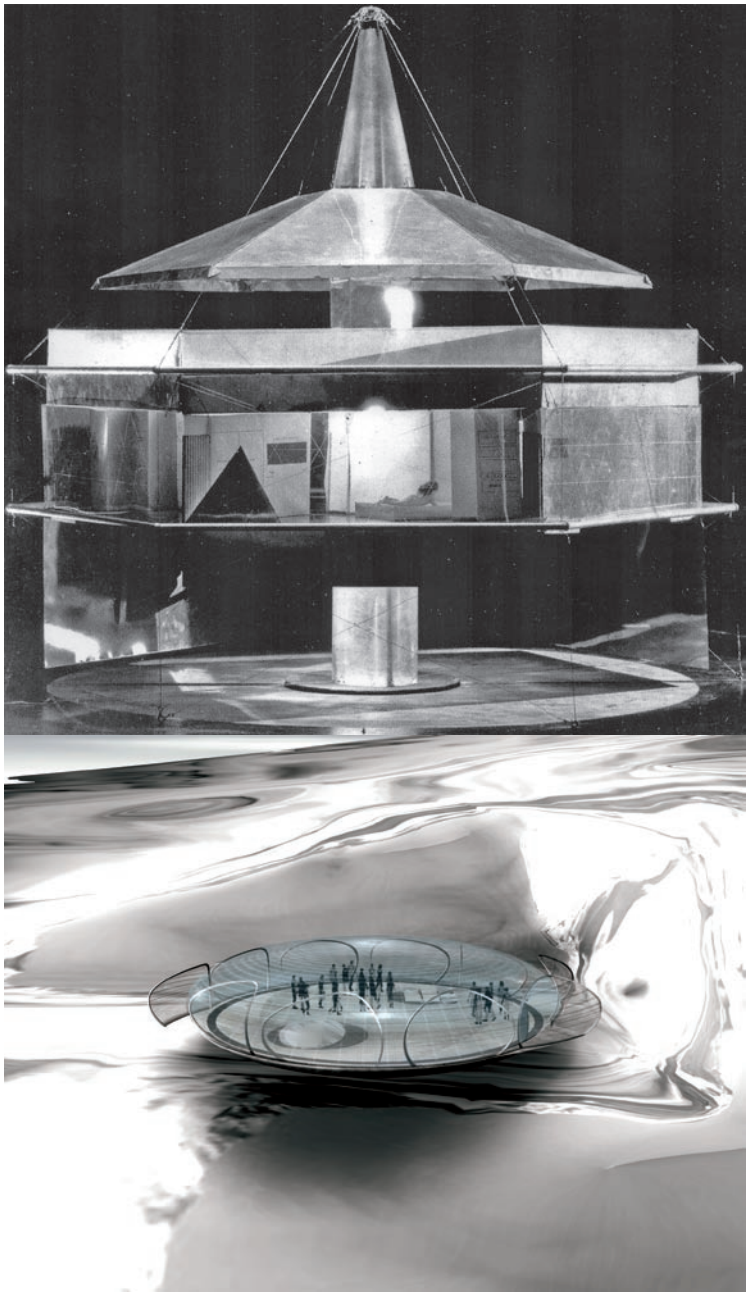
können wir den Verlauf von Entwicklungen in einer ablesbaren Kontinuität nachvollziehen. Die Architektur der Vergangenheit war stark durch regionale Bedingungen geprägt und wurde aus der Logik des technischen Fortschritts weiterentwickelt. Wer sich als Architekt dem Bauen gewidmet hat, kam aus der Schule eines anerkannten Baumeisters, bediente sich an Vorlagenbüchern und war sich eines epochalen Stils äußerst bewusst. Es bedurfte einschneidender, das gesellschaftliche Gefüge und der technischen Möglichkeiten grundlegend verändernde Entwicklungen, um aus dieser Kontinuität auszubrechen und radikal anders zu Denken und zu Bauen. Selbst das neue Bauen zum Beginn des 20. Jahrhunderts steht noch ganz klar in der Tradition des Bauens aus der Logik der Möglichkeiten und der Kontinuität der technischen Entwicklungen. Die daraus hervorgehende Moderne, wie auch immer sie zu identifizieren und einzugrenzen ist, stand jedoch in einem gewaltigen Spannungsfeld zwischen den traditionell geprägten und etablierten Bildern der Vergangenheit und einer sprunghaften Veränderung der Rahmenbedingungen. Jegliche Kontinuität war aufgebrochen und durch ein unüberschaubares Spektrum an Möglichkeiten abgelöst. Einzig die Rationalität schien noch als Orientierung und Ordnung dienlich zu sein. So haben seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Transportmaße, Elementierungen, Normen und Produktionsschritte das Bauen und die Architektur geprägt. Die Motive und Ästhetik hierfür entlieh man sich aus der Industrie, von Schiffen und Maschinen, strukturell und materiell bedingten Parametern, aus Zahlenreihen, geometrischen Ableitungen oder programmatischen Konzepten. Damit wurde ein internationaler Stil geprägt, der den Ort und den individuellen Nutzer und Betrachter als ein verallgemeinertes und funktionalistisches Element in das Gefüge von Ort und Nutzen stellte.

In einer quasi-Opposition haben sich daraus eine reaktionäre Postmoderne und ein anarchistischer Dekonstruktivismus entwickelt. Beide verstehe ich als Reaktionen und Interpretationen, als eine Haltungen, die sich auf die mangelde Akzeptanz und Identifikationsmöglichkeit des internationalen Stils beziehen. Parallel dazu weiteten sich das stilistische Feld und die Möglichkeiten der Gestaltung in alle erdenklichen Richtungen. Neben einem rekonstruktivistischen Historismus und einem neuen Klassizismus etablieren sich vielfältige, aus den Möglichkeiten der Möglichkeiten entwickelte Formen, sogenannte High-Tech-Architekturen, organische und landschaftliche Motive; Anleihen aus dem Produktdesign und der Materialentwicklung werden nachvollziehbar. Die Motive der repräsentativen Architektur stehen in einem starken Kontrast zur landläufigen Gebrauchsarchitektur.

Es ist nahezu unmöglich, von einem Stil zu sprechen, der für unsere Zeit bezeichnend sein könnte. Wenn überhaupt, kann man einen Stil heute nur über das herausragende Werk einiger weniger Global Player identifizieren. So könnte man vom Stil einer Zaha Hadid, eines Normen Fosters, eines Tandao Ando, eines Rem Koolhaas, oder eines Frank O‘Gehrys sprechen und diesen adaptieren. Viel deutlicher wird ein Stil heute jedoch von Architekten wie Herzog DeMouron oder Renzo Piano geprägt, die eigentlich - und das soll kein Vorwurf sein - gar keinen Stil haben, sondern sich immer wieder neu und unvoreingenommen auf die Bauaufgaben einlassen und aus den Anforderungen und dem Ort eine eigenständige Architektur entwickeln. Das in der Architekturkritik lange diskreditierte Wort “Schönheit“ kann als alleiniges Kriterium durchaus eine zeitgenössische Architektur rechtfertigen und motivieren. Außer der ökonomischen gibt es heute keine verbindliche Programmatik mehr.

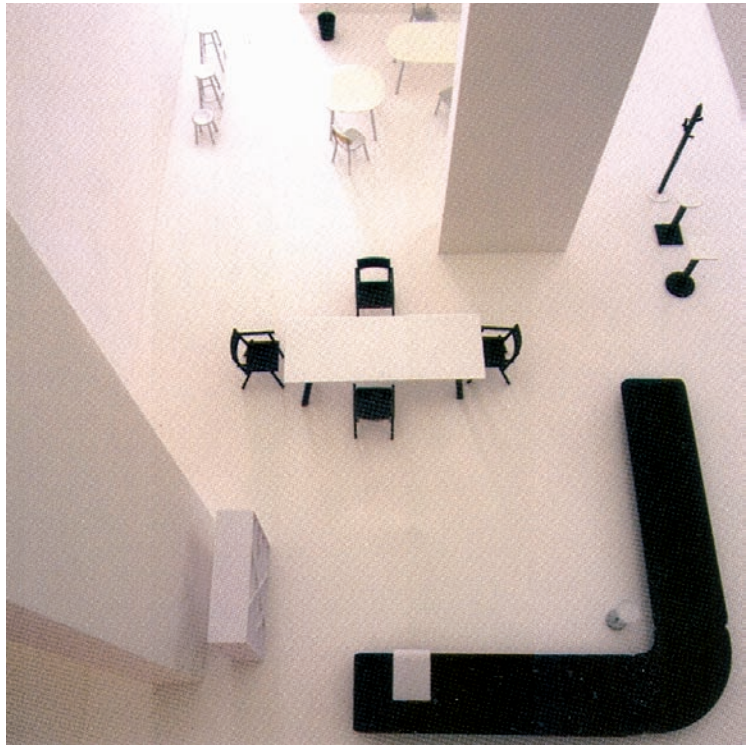
So gibt es keine Antwort auf die Frage nach dem Stil und der richtigen Form für unserer Zeit; vielmehr sind es Fragen, die der Gegenwart einen Ausdruck geben. Es ist also wichtiger, wegweisende Fragen zu stellen, als einen Kanon von Antworten bereit zu halten.

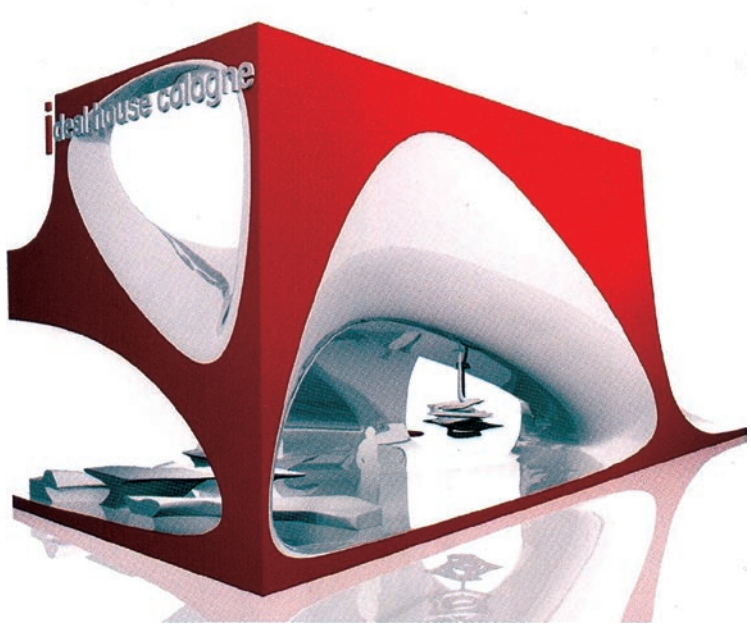
Wie demnach das Wohnen der Zukunft aussehen könnte, lässt sich kaum in einer verallgemeinerten Weise sagen, noch lohnt es, darüber Spekulationen anzustellen. Zu sehr ist uns heute bewusst, wie weit sich die reelle von der geplanten Nutzung entfernen kann und wie unabsehbar die Entwicklung der Wünsche, Bedürfnisse und Möglichkeiten verläuft. Bilder und Projektionen stoßen an die Grenzen ihres Leistungsvermögens und können den komplexen Zusammenhängen nur unzureichend zu einem Ausdruck verhelfen.
Schon in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts hat Buckminster Fuller mit seinen Dymaxion Houses und auf der Basis seiner Geodesic Domes Wohneinheiten entwickelt, die außer einer ebenen Fläche nichts mehr mit den herkömmlichen Formen des Wohnhauses zu tun hatten und lediglich die Effizienz der raumbildenden Hülle und Konstruktion fokussierten. Die Funktionalität, Angemessenheit und räumliche Qualität dieser Objekte ist jedoch nur von wenigen akzeptiert worden und auch nur dort, wo reell der Wunsch oder die Notwendigkeit nach neuen Wohnformen vorhanden war, erprobt worden. In unser mitteleuropäischen, traditionell geprägten und dominierten Kultur finden solche Modelle kaum Resonanz. Ein ähnliches Modell versucht ganz aktuell der deutsche Architekt und Ingenieur Werner Sobek mit seiner Studie r129. Dieses “Haus“ lotet die Anwendbarkeit der aktuellen technischen Möglichkeiten bis auf das Letzte aus und erschafft einen elliptischen Raum, der mit einem minimalen Einsatz von Material und Energie mit Hilfe



unten: Studie r129 Gesamtplanung: Werner Sobek Ingenieure, Stuttgart, Fertigstellung 2009 oben: Dymaxion Houses (Modellfoto) Buckminster Fuller (aus:Gorman, Michael John 2005: Buckminster Fuller – Designing for Mobility, Skira Editore, Milano

von elektronisch schaltbaren Oberflächen eine Atmosphäre generiert, die unseren klimatischen Bedürfnissen gerecht wird.
Diese zwei extremen Modelle von zwei extremen Persönlichkeiten zeigen uns beispielhaft die Weite des Möglichen auf. Sie schaffen Referenzen für die Machbarkeit eines zukunftsweisenden, nachhaltigen Bauens, gehen aber kaum bis gar nicht auf die Gewohnheiten der Nutzer ein. Sie sind kaum in einen städtebaulichen Kontext zu integrieren und geben uns keine Antwort auf die Frage, wie wir mit der bestehenden und dominierenden Substanz umgehen können.
Auf der internationalen Möbelmesse 2007 in Köln waren zwei stilisierte Häuser ausgestellt. Eines wurde von der Architektin Zaha Hadid, das andere von dem Japanischen Designer Naoto Fukasawa unter der Vorgabe “ideal house – Vorstellungen vom Wohnen in der Zukunft“ gestaltet. Diese Modelle unterscheiden sich ganz grundlegend voneinander.
Während Zaha Hadid ihre Vision als ein fließendes, räumliches Kontinuum aus Boden, Wand und Decke in einer weichen, organischen Form zum Ausdruck bringt und innerhalb der kubischen Grundform eine höhlenhafte Architektur entwickelt, ist dem Modell von Naoto Fukasawa im ersten Augenblick außer der verhältnismäßig großen Raumhöhe erst einmal nichts Außergewöhnliches abzugewinnen. Seine Räume sind durch klare, statische Wandscheiben gegliedert und exemplarisch mit gewöhnlichen Möbeln eingerichtet.
Zaha Hadid will mit ihrem Entwurf auf die gesteigerten emotionalen Qualitäten ihrer Räume verweisen und stellt diese vor die Funktionalen. Sie spricht davon, dass die Sensibilität für die Ausstrahlung eines Raumes in unserer Wahrnehmung zunehmend an Gewicht gewinnt und schreibt so dem von ihr entworfenen Raum eine Wirkung zu, die den “Bewohner“ weich in sich aufnimmt. Hierbei möchte ich in Frage stellen, ob ein





ideal house cologne 07 unten: Zaha Hadid oben: Naoto Fukasawa (aus: Folder ideal house 07/ koelnmesse www.imm-cologne.de)

Raum wirklich eine eigene Emotionalität haben kann, oder ob er nicht lediglich in der Lage ist und nur darin seine Berechtigung findet, unserer Eigenen zu einem Ausdruck zu verhelfen. Sicherlich sind solche Räume wie ein Mutterschoß wunderbar bergend, jedoch in ihrer Nutzung äußerst konditioniert. So kann man an diesem Modell räumliche Wirkungspotentiale nachvollziehen, findet darin jedoch keine neue Antwort auf die Frage nach unserem zukünftigen Wohnen.
Naoto Fukasawa hingegen reagiert mit seinem Modell auf die Tatsache, dass die Dinge, die uns umgeben, zunehmend ihre reelle Präsenz verlieren. Funktionen verschwinden vollständig in funktionalen Wänden, reduzieren sich auf Oberflächen oder werden direkt mit der Kleidung am Körper getragen. So rückt er die verbleibenden Objekte von der Wand ab, gibt ihnen dadurch eine stärkerer Präsenz und schafft einen Raum, der dadurch, dass er freier geworden ist, uns mehr Platz einräumt. Seiner Ansicht nach unterliegen die Objekte einem schnellen Wandel, die Häuser hingegen werden sich nur sehr langsam verändern. So ist seine Absicht, nicht die ideale Umgebung zu schaffen, sondern einen räumliche Situation, die das Gefühl für die Veränderungen schaffen soll, die um uns herum stattfinden.

Viel stärker als alle Architektengenerationen vor uns sind wir einerseits an die Bedingungen des Bestands gebunden und andererseits von formalen Bedingungen des Berufsstands befreit. Es fällt uns zunehmend schwerer, an die Grenzen des Unbaubaren zu stoßen, jedoch ist unsere Kulturlandschaft in einer unglaublichen Dichte mit gebauten Strukturen durchzogen, dass wir diese als zweite Natur verstehen müssen. Der Bestand gibt uns eine Handlungsgrundlage, ein unregelmäßiges, organisches Grundraster. Unser Schaffen findet in den Zwischenräumen und entkleideten Schichten aus Ebenen, Wänden, Stützen, Straßen, Wegen und Fassaden statt. Die Formen, die wir erzeugen, finden in diesen Strukturen einen Rahmen. So stellt sich immer weniger die Frage, wie die Dinge sich gestalten, sondern viel häufiger wie wir diese Orte neu interpretieren, was wir ihnen für Räume einschreiben.
Der Stil unserer Zeit ist nicht als Antwort, sondern nur als Frage gegenwärtig. Es gibt keine Verhältnismäßigkeit mehr, nur noch die Frage danach; wir wissen nicht mehr, für welche und wessen Bedürfnisse wir Bauen, was der richtige Maßstab ist, das richtige Material, die Angemessenheit; es stellt sich immer wieder neu die Frage danach und findet seine Antworten erschreckend oft in reanimierten Motiven.
Die Tatsache, dass wir zunehmend mit dem Bestand umgehen müssen, verleitet dazu im Rahmen der vorgefundenen Konzepte zu denken. Jedoch sollten wir wesentlich stärker zwischen den strukturellen Bedingungen der Vergangenheit und den dazugehörigen Bildern und Bedürfnissen differenzieren. Es wäre wünschenswert, wenn wir die Stadt als eine gewachsene Bedingung, als Natur verstehen könnten, als etwas, was uns als Lebensraum eine Vielzahl von Möglichkeiten und Handlungsräumen offeriert, die wir immer wieder neu mit Inhalten, Oberflächen und Zeichen versehen können; als etwas, was sich stets und ständig in einer Bewegung, einer Metamorphose befindet und uns immer wieder (in) Frage(n) stellt; Fragen, deren Antworten wir in der Gegenwart finden müssen. So ist Architektur heute nicht nur ein hinzufügen, sondern auch ein Aufräumen. Die tragenden Strukturen der gewachsenen Städte müssen immer wieder neu von den Bedingungen vergangener Bedürfnisse und Vorstellungen befreit werden, um uns in der Gegenwart einen angemessenen Raum zu geben. All in present must be transformed (Matthew Barney, Drawing Restraint, 2005).

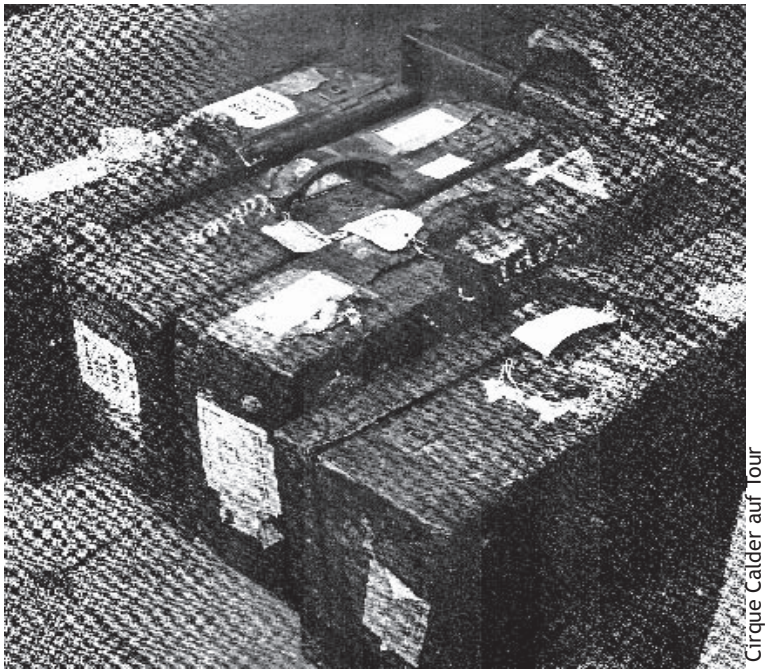
benutzer

Es ist immer wieder erschreckend, wenn man mitbekommt, welche Bilder die Wunschtraumprojektionen der Durchschnittsarchitekturbenutzer im Bezug auf ein gelungenes Wohnen erzeugen. Allzu oft orientieren sie sich an den Formen, die man in seiner (vielleicht behüteten) Kindheit erlebt hat und als die wahre aufgenommen hat. Mit scheint es so, als würden wir lediglich in einem sehr kurzen Zeitfenster die Koordinaten für unser persönliches Wertesystem festlegen. In der Psychologie weiß man um die Bedeutung des frühkindlichen Erlebens, davon habe ich jedoch außer eigenen Erfahrungen wenig Kenntnis. In der Art und Weise, wie sich unser Wertesystem durch die Generationen verschiebt, sehe ich jedoch immer wieder Anhaltspunkte, die uns Hinweise geben, wie wir als Architekten die nur sehr schleppende Akzeptanz des Neuen lesen und verstehen können. So liegt der Ausgangspunkt allen Verstehens, Akzeptierens und Gewöhnens in der kurzen Zeit, in der wir, weil orientierungs- und hilflos, von der Fürsorge unserer Eltern umgeben waren. Diese Zeit ist nicht nur für die Entwicklung unserer Persönlichkeit maßgebend, sondern offensichtlich auch für den Maßstab, den wir an die Welt anlegen. Von hier aus beurteilen wir alle Veränderungen und Entwicklungen. Alles, was neu in unser Erleben und Alltag tritt, wird als eine Veränderung dieses Ausgangspunkt wahrgenommen und fordert uns heraus. Es gibt immer ein Eigentlich, ein Davor oder Damals und nur selten eine bedingungslose Gegenwart. Alles Neue ist, ob wir es nun begrüßen oder ihm skeptisch gegenüber stehen, eine Verschiebung in unserem Wertesystem und stellt dessen Statik immer wieder neu in Frage.

So verstehe ich die erheblichen “Retro“-Tendenzen in der Architektur, dem Design und natürlich auch in der Kunst, der Mode und der Musik in ihrer inhaltsentleerten, aber visuell präzisen Erscheinungsweise als eine Rückorientierung auf die Bilder der Vergangenheit. Erstaunlich, wenn man heute durch Berlin läuft, und alle stilprägenden und trendsetzenden 20- bis 30-Jährigen mit fast genau den gleichen Klamotten und Frisuren herumlaufen, wie ihre eigenen Eltern in den 1980er Jahren zu Zeiten der sorglosen Kindheit. Nur wenig davor waren es, wenn auch nicht die Themen, so aber doch die Bilder, Images, Kleidung und Musik der 1970er, welche einer sich orientieren

den Generation stilistischen Halt bot. Theoretisch müssten wir - vorausgesetzt die nächste Generation von Trendsettern findet ebenfalls keine selbstverständliche Orientierung in der Gegenwart - wir demnächst die 90er Jahre nochmals in einer lebenden Diashow erleben dürfen, wie auch immer dies sich ausformulieren wird.
Die Frage, wie man Wohnen möchte, ist ab dem Zeitpunkt, wenn man eine mehr oder weniger verbindliche Form dafür sucht, keine, die man über die Notwendigkeiten des Augenblicks beantwortet, sondern richtet sich an unser Wertesystem. Im Wohnen suchen wir den Ausdruck dafür, wie wir uns mit der Welt ins Verhältnis setzen und in welcher Formen das geschehen soll. So ist es eigentlich nicht verwunderlich, dass viele sich an diesem Punkt in den Idealzustand des sorglosen Behütetseins zurück sehnen und darin die eigentliche Weltgeborgenheit suchen. Das lässt erstaunliche Rückschlüsse auf den nach Heidegger gefundenen eigentlichen Gehalt des Wohnens zu, auf ein Wohnen als ein In-der-Welt-geborgen-sein.
Die, die uns heute als wohlhabende Klienten begegnen, also die Generation unserer Eltern, sind in der Regel so etabliert in ihrem Wertekonzept, dass sie eine Idee vielleicht verstehen, nachvollziehen und auch gutheißen können, eine Aneignung findet jedoch kaum statt. Meine eigene Generation, so orientierungslos sie auch erscheinen mag, ist dermaßen mit sich selbst beschäftigt, dass übrig gebliebene Fragmente der Erinnerungen an eine einfachere Zeit, wie sie im heutigen Wohnen zu finden sind, einen willkommenen Rahmen der Selbstverständlichkeit bieten und lieber nicht auch noch in Frage gestellt werden. Die 40 Jahre lang Blümchentapete gewohnte Generation der älteren Bevölkerung müssen wir auch nicht unbedingt mit grauen Betonwänden konfrontieren. Wenn jemand eine neue Architektur verstehen kann, dann ist es die Generation derer, die neuerdings damit aufwächst und von vornherein mit ihr umgeben ist. Architektur ist wie ein Stück Natur und brennt sich in unser Unterbewusstsein ein, genauso wie die Landschaft, die unsere Heimat als selbstverständlich geprägt hat.
Es ist wohl auch die Generation derer, die als erstes fast selbstverständlich ein eigenes „Kinderzimmer“ hatten, die es heute vorziehen, allein zu wohnen und damit die steigende Nachfrage nach individualisierten Einpersonenhaushalten angeschoben hat. Jedoch gesellt sich dazu vermehrt den Wunsch nach einem Wohnen im Kontext. Die gesuchte Einsamkeit der Wohnung soll durch eine Nachbarschaft oder Hausgemeinschaft ergänzt sein, in der man Zugehörigkeit und Vertrauen findet. Ein solcher Rahmen macht erst die perfekt dosierte Isolation möglich. Die Sicherheit des Seins lässt sich nur über die Gewissheit herstellen, dass man am Ende doch nicht allein ist. Das vermag keine Alarmanlage.
Der Tatsache, dass immer mehr Einpersonenhaushalte unter ökologischen und ökonomischen Gesichtspunkten für steigende Probleme sorgen, ist nicht in der Weise abzuhelfen, indem man versucht, sie einzugrenzen. Ich halte das für eine Tendenz, die der Entwicklung des menschlichen Selbstwahrnehmung durchaus gerecht wird und als etwas Selbstverständliches verstanden werden kann. Dagegen anzusteuern, entspräche einer äußerst reaktionären Haltung.
Um so wichtiger ist es, Formen zu entwickeln und Motive zu finden (Hallo Zirkus), die damit umgehen und sich auf die veränderten Bedingungen einstellen. Wenn wir mit Architektur wirklich eine nachhaltige und dem Wohnen gerecht werdende Lebensweise ermöglichen wollen, dann müssen wir die Grundlagen dafür aus den sich stetig wandelnden Bedürfnissen der Generationen und nicht aus den Rechenformeln der Wissenschaft ermitteln.

LEARNING FROM CIRCUS



Cirque Calder auf Tour

raum

Wenn wir von Raum sprechen, gehen wir gewöhnlich von einem Gefüge flächiger Ebenen, einem durch Wände, Decke und Boden definierten, und in sich geschlossenen System aus. Räume, wie auch Wohnungen und Häuser verstehen wir als abschließende, eingrenzende, ausgrenzende und auf sich selbst bezogene Einheiten. Daneben sind wir bereit, einen Straßenraum zu definieren, von Zwischenräumen zu sprechen, also von der Geometrie, die sich zwischen abgeschlossenen Räumen erstreckt und wir kennen die Raumplanung als eine geographische Disziplin. Der Zirkus verwendet einen anderen Raumbegriff und bedient sich einer eigenen, jedoch uns nicht fremden Sprache, um Raum zu differenzieren.

Jeder Camper weiß, dass ein Zelt, und sei es noch so klein, uns durch seine aufgespannte Membran in sonderbarer Weise eine Privatheit in einer relativen Öffentlichkeit bietet. Physikalisch, akustisch und klimatisch kaum von der Umgebung differenziert, genügt schon die Tatsache, von einer blick- und regendichten Hülle umgeben zu sein, um ein Gefühl von Sicherheit und Abgeschlossenheit zu erzeugen. Mit dieser Hülle definieren wir einen Raum, der unmissverständlich klar macht, dass ein Eindringen in diesen ein Eindringen in unsere persönliche Verfügungssphäre bedeutet. Ein Fremder, so wenig Distanz er auch zu dieser Konstruktion einnimmt, fühlt sich an der „Schwelle“ zum Inneren fast zum Anklopfen genötigt.

Das Zelt ist neben seinen rudimentären physikalischen Eigenschaften mehr ein Symbol für die Trennung zwischen einem Innen und einem Außen, eine Polarisierung des Raums und es ist unsere kulturell geprägte Erfahrung, die uns diese Differenz wahrnehmen lässt.

So möchte ich das Zirkuszelt nicht als einen rundes Haus mit einem spitzen Dach verstehen, sondern vielmehr als eine minimale Hülle, als einen Rahmen, der Bedingungen herstellt, die

es ermöglichen, in diesem eine Vielzahl von Räumen entstehen und wirken zu lassen.
Ich möchte noch einmal kurz an Heidegger erinnern: Er sagt, dass Räume nicht über ihre Grenzen definiert sind, also über ihre Endlichkeit, sondern Räume gehen von etwas, einem Ding aus. Sie sind also nicht als Eingrenzung zu verstehen, sondern als Ausdehnung. Alles was ist, jedes Ding verbreitet um sich herum eine Atmosphäre, man könnte auch sagen, hat eine Aura und wirkt sich so auf seine Umgebung aus, definiert Raum, ist Raum. So ist gebaute Architektur und damit auch das Zelt lediglich das, was den Dingen die Möglichkeit gibt, sich zu entfalten, sich einzuräumen. Die Ausgrenzung/Eingrenzung ist demnach eine Qualität, die es den Dingen ermöglicht, sich ohne störende Interventionen des Umfeldes auszudehnen, ein gewisses Maß an Isolation zu schaffen, um den Fokus zu schärfen, den Dingen zu einem Widerhall, einer selbstreflexiven Rückkopplung zu verhelfen, sie in der Stimmung des Raumes wirken zu lassen. Ein Baukörper fasst die Dinge, die miteinander in Beziehung treten sollen, in einem Rahmen zusammen und schafft eine Atmosphäre, in der eine Konzentration und eine ungestörte Interaktion möglich wird.
Der Zirkus verdeutlicht dies auf sehr eindrucksvolle Art und Weise. Der Akteur stellt sich in den Mittelpunkt des Zeltes. Er sucht die Position, von der aus sein Ausdehnungsvermögen das größtmögliche ist. Sein Handlungsraum ist in der Regel durch die Größe der Manege definiert. Jedoch geht seine Wirkung über diese hinaus und erfüllt das ganze Zelt. Die relative Leere des Zeltes verschafft ihm ein hohes Maß an Aufmerksamkeit. Die Zuschauer, mit denen er im Moment des Agierens seinen Raum teilt, dienen als Rückkopplung, verschafft ihm den Widerhall, den er braucht, um sich der Wirkung seines Handelns bewusst zu werden. Indem Publikum und Akteur den Rahmen gleichermaßen mit einer bestimmten Absicht bespielen, gehen

eine Stahlplatte - ca. 1,2 x 1,2 m auf dem Jungfernstieg/ Hamburg

sie eine Beziehung ein. Sie bedürfen einander und ergänzen sich. Der Akteur braucht seine Zuschauer, die Zuschauer brauchen die Show, die Hülle, das Zelt braucht beide. Nur wenn beides gegeben ist, findet Zirkus statt, nur dann ist die Hülle, das Zelt, mehr als ein Ort, ein Raum.
Die Gewichtungen sind hier ganz klar definiert: Das Zelt dient der Zusammenkunft von Aktion und Reaktion, es ermöglicht Interaktion und dient dem, was einen Rahmen, einer zusammenfassenden Klammer bedarf. Zirkus ist nicht, weil es ein Zelt gibt, sondern das Zelt ist, weil es Zirkus gibt. Die Grenzen des (Handlungs-)Raumes lassen sich kaum über die Zeltplane ausmachen, diese tritt als Objekt, als endliches Element kaum in Erscheinung. Es ist viel mehr das Publikum, welches, indem es mit einbezogen wird oder dadurch, dass es staunend Widerhall gibt, die Endlichkeit des (Wirkungs-)Raums beschreibt.
Gewöhnliche Grundrissstrategien definieren innerhalb der verfügbaren Fläche eine Vielzahl von nutzungsspezifischen Sektoren, die in klarer Abgrenzung zueinander unterschiedliche Optionen nebeneinander einräumen. So kommt es zu einer programmatischen und überlagerungsfreien Zuordnung von Handlungen und Flächen. Das Resultat ist in aller Regel, dass jegliche Flexibilität unterbunden wird, Räume für eine einmal geplante Nutzung konditioniert sind und es ein unbefriedigendes Verhältnis von Nutzungsdichte und Raumgröße gibt.
In der gewöhnlichen Bauplanung ist die Grundlage für ein vernünftiges Raummaß lediglich über dessen Ausdehnung in der Fläche bemessen. Wir lernen, über die Planung von möblierbaren Grundrissen und Raumfolgen eine „vernünftige“ Proportion und Effizienz zu gestalten. Raumhöhen und dessen Staffelungen gehen lediglich ein Verhältnis zur Grundfläche ein und sind auf eine sonderbare Weise relativ fixiert. Unser Handeln hat in den meisten Fällen tatsächlich den Boden zur Grundlage. Jedoch erschließt sich auch in der Höhe ein Widerhall, eine Reflektion unserer räumlichen Ausdehnung. Die rein funktionalistische Räumlichkeit mag dem „Werk“ des Wohnens dienen, jedoch geht sie nicht auf das sich dabei einstellende Gemüt ein, sondern weist dieses in die engen Grenzen des Funktionierens.
Der Zirkus geht auf seine eigene Weise mit diesem Thema um. Bei seinem gewaltigen Raumvolumen beschränkt er sich auf ein relativ kleines Handlungsfeld. Dieses hat jedoch, in seiner runden, zentrierten Form einen weitreichenden Einfluss auf den umgebenden Raum. Die Aktion in ihm dehnt sich in seiner Wirkung über seine Grenzen in die kaum bespielbaren Bereiche des Zuschauerraums aus und findet dort Widerhall. Das eigentliche Aktionsfeld ist immer nur mit dem ausgestattet, was der Aktion unmittelbar dienlich ist, Teil dessen ist oder atmosphärisch unterstützend wirkt. Auf diese Weise wird jegliche Form von nicht gewollter Ablenkung reduziert. Es entsteht eine Spannung, eine Konzentration, eine bedingungslose, unmissverständliche Präsenz.
Ergänzt wird dieser Aktionsradius durch einen Rückraum, einem Bereich, der all die auf ihre Funktionalität und sinnliche Wirkung reduzierten Dinge unsichtbar, aber einsatzbereit vorhält, die den sich abwechselnden Handlungen im Allraum Zirkuszelt dienlich sind. Dieser ist als Raum im Raum zu verstehen, tritt kaum in Erscheinung und ist so angelegt, dass er einen unverzüglichen Wechsel zwischen unterschiedlichsten Handlungen, Stimmungen und Atmosphären zulässt. Auf diese Weise kann der eigentliche Raum immer wieder neu definiert werden und statt in einem ineffektiven, die Aufmerksamkeit spaltenden, kleinteiligen Nebeneinander, ein konzentriertes, konzentrisches Hintereinander erzeugen.
Im zeitgenössischen Theater erleben wir gerade verstärkt die

Auflösung des klassischen Theaterraums. Wo früher der Zuschauerraum klar von der Bühne getrennt und die Bühne ein Wechselrahmen für eine chronologische Handlung war, etablieren sich heute zunehmend die Überlagerung der Räume von Zuschauern und Schauspielern. Aus der Chronologie wird eine Parallelität, ein Netz aus Aktion und Reaktion. Somit ist die Wirksamkeit des Theaters für eine andere Lesart von Handlungsräumen interessant. Es zeigt die Versatzstückhaftigkeit von vermeintlich isoliert und chronologisch wirksamen Aspekten im Gesellschaftlichen. Es interpretiert einen wesentlich größeren Handlungsrahmen als ich es hier mit dem Zirkus tun möchte. Im Theater wäre mein Zirkus als ein Teilaspekt der parallelisierten Handlung zu verstehen und in einen größeren Kontext einzuordnen. In der Weise, wie ich mich dem Raumbegriff des Zirkus annähere, betrachte ich also lediglich einen Ausschnitt des großen Ganzen. Es geht mir um den Ursprung des Nebeneinanders, um das oder den Einzelnen.
Um in diesem gewaltigen Nebeneinander bestehen zu können, um darin seine unverwechselbare Qualität zu finden, stellt sich der Zirkus selbstbewusst mitten in das Miteinander und nimmt einen Platz ein, die er neu mit Bedeutung füllen kann. Er zerstört oder verdrängt nicht, sondern schafft in seiner Andersartigkeit neue Verbindungen zwischen unverbundenen Räumen und macht sich vorhandene Infrastrukturen zu Nutze. Zirkus ist nie „entweder – oder“, sondern immer „sowohl als auch“. In seiner signifikanten formalen Eigenständigkeit versteht er es, sich sensibel in den Bestand einzufügen. Er schafft einen Ort, der nicht seine Existenz in den Vordergrund stellt, sondern lediglich die Möglichkeit des Raums in Erscheinung treten lässt.
Somit ist der Zirkus trotz seiner Präsenz und seinem ganz eigenen Raumbegriff nie „tabula rasa“ (Le Corbusier) und auch nicht „bigness“ (Koolhaas). Zirkus ist ein ernstzunehmender, spielerischer Umgang mit dem, was bekannt und vertraut ist und nähert sich so, auf eine allgemein verständliche Weise den Motiven und Motivationen seiner Zuschauer, erschafft einen referenziellen Erlebnisraum und stellt sehr subtil den gewohnten Raumbegriff in Frage.
Mit diesem Bild von Raum umzugehen, erfordert vom Planer als auch vom Nutzer, sich verstärkt mit der Frage auseinander zu setzen, was es denn ist, was der Möglichkeit zur räumlichen Entfaltung und Ausdehnung bedarf. Wenn man nicht an erste Stelle stellt, wie Raumsektoren sich fügen, sondern was an einem Ort unter einem „Dach“ vereint werden soll, kann man die Dinge ihrem Wesen nach benennen, um ihre Vereinbarkeiten und Ausschließlichkeiten ausfindig zu machen.
Man kann in der Weise von Zirkus lernen, dass man Strukturen entwirft, die eine Verfügungsfläche immer wieder neu in Erscheinung treten lassen, die die Dinge im Moment ihres Einsatzes voll und raumgreifend zur Entfaltung verhelfen, um dann wieder Platz für Anderes zu schaffen. Unser Bewohnen von „Wohnungen“ ist davon geprägt, dass die meisten Handlungen sich in einer überlagerungsfreien Reihung nacheinander ereignen. Nur dem, was wir „im Moment“ tun, muss unsere Umgebung voll und ganz gerecht werden. Demnach ist das territoriale Nebeneinander von Raumoptionen eine reine Verschwendung oder ein einfaches Festhalten an gewohnten Wohn(Raum)konzepten, die aus dem Bestand anderer Bedingungen in eine absurde Praxis überführt wurden.
Wenn die Effizienz, sei es aus ökonomischen oder ökologischen Gründen, ein Thema ist, stellt sich die Frage, wie eine maximale Entfaltung der Dinge in einer optimierten Hülle gewährleistet werden kann. Es ist zu überlegen, ob es nicht effizienter ist, die Erscheinung, den Eindruck eines Raumes zu wechseln, anstelle gleich den ganzen Raum zu wechseln.

konsistenz effizienz suffizienz

- Konsistenz richtet sich auf naturverträgliche Technologien, die die Stoffe und die Leistungen der Ökosysteme nutzen ohne sie zu zerstören.
- Effizienz richtet sich auf die ergiebige Nutzung von Materie und Energie, also auf Ressourcenproduktivität
- Suffizienz richtet sich auf einen geringeren Verbrauch von Ressourcen durch eine Verringerung der Nachfragen von Gütern

(nach: Linz, Manfred: Weder Mangel noch Übermaß, Nr. 145, Juli 2004 Wuppertal Papers)

Diese Begrifflichkeiten sind Schlagworte, die einzeln und in ihrer Gesamtheit für strategische Ansätze in der Nachhaltigkeitsforschung stehen. Sie fassen den Rahmen der Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten zusammen. Inwieweit der Zirkus auf diese Strategien eingeht und welche Motive und Motivationen sich daraus ableiten lassen, soll Thema dieses Artikels sein.
Es wäre falsch, den Zirkus nur unter dem Aspekt des ständigen Reisens auf uns wirken zu lassen. Mobilität ist meinem Verstehen nach nicht in erster Linie ein Zustand, ein “Bewegt“-Sein, sondern erstmal eine Möglichkeit, ein “Beweglich“-Sein. Es ist nicht zuerst die pure Lust am Reisen, die den Zirkus immer wieder in Bewegung setzt, sondern die Notwendigkeit beziehungsweise die Nützlichkeit. Er kann immer wieder neue Orte aufsuchen oder an alte zurückkehren, die Bedingungen bereithalten, in denen sich der Zirkus den Jahreszeiten, Publikumsströmen und eigenen Belangen nach einrichten, einräumen kann. Selbstverständlich ist ihm das Temporäre anzusehen, jedoch hat sich daraus eine eigene Sprache, eine eigene formale Identität gebildet. Am Zirkus ist alles nur so schwer, wie es sein muss, und so leicht, wie es eben nur geht. Nicht zuletzt deswegen entfaltet er mit minimalen Mitteln ein beeindruckendes Volumen an Platz und Möglichkeiten, welches mit verbreiteteren Baumethoden nur schwerlich nachzubilden wäre. Dabei sind diese, bis auf das äußerste ausgereizte Raumschöpfungen den rudimentärsten Techniken der Raumbildung nachempfunden.
Das, was wir normalerweise unter Sesshaftigkeit verstehen, ist in der heutigen Wirklichkeit lediglich ein relativ häufiges Verweilen an einem Ort, an den wir immer wieder zurückkehren, ein Fixpunkt im persönlichen Koordinatensystem. Doch auch dieser Ort wird lediglich für einen längeren, nur sehr selten für einen dauernden Aufenthalt gewählt. Unser Umherziehen ist ebenfalls durch die Notwendigkeit und den Wunsch geprägt, unsere eigene (Raum)entfaltung zu optimieren. Unser Bleiben hingegen durch das schnelle Gewöhnen an die Selbstverständlichkeit der Umstände.
Der Zirkus mit seinem Zelt und seinen Wagen zeigt unmissverständlich, dass er jederzeit bereit ist, sich zu verändern, anzupassen und immer wieder neu zu formieren. Wenn ein neuer Akteur sich der Gruppe anschließt, und sei es nur für eine Spielzeit, findet er mit seinem Bedürfnis nach Raum zur Entfaltung und einen Kontext für seine „sieben Sachen“ im Zirkus leicht einen Ort, ein Zuhause, einen Rahmen. Die Möglichkeit zur Veränderung, die Möglichkeit von Möglichkeiten verleiht

ihm seine Stärke, sein Selbstbewusstsein. Er kann sich mit seinen eigenen Mitteln immer neu den Umständen (die der Stadt, des Wetters, seiner Teilnehmer) anpassen, ohne dabei sein Konzept und seine Performance zu vernachlässigen.
Das erfordert allerdings, dass ein übergeordnetes Bewusstsein ständig mit der Frage beschäftigt ist, was denn richtig und wichtig ist. Der Zirkus ist in seiner Erscheinung und als Instanz ganz stark an alte, traditionelle Bilder gebunden. Diese trägt er als Image, als Identifikationsmuster immer mit sich herum. Jedoch dienen diese Bilder lediglich als Rahmen, der jederzeit mit neuen, der Zeit und den Umständen gerecht werdenden Inhalten gefüllt wird. So behandelt er die Tradition, die eigene Geschichte als eine Basis, sie ist die Gewissheit, aus der sich die Bedingungen der Gegenwart ableiten. Die Gegenwart ist somit an der Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen Gewissheit und Unwissenheit, ein ständiger Transformationsprozess. Dies zeigt der Zirkus in seiner temporären Erscheinung ganz deutlich. Das ist eine Lesart, die wir in unser „Wohnen“ tragen müssen. Wir müsse das Gegenwärtige als einen ständigen Prozess verstehen, als lebendiges Glied zwischen dem, “was bisher geschah“ und einer Hoffnung, die uns trägt und motiviert.
So ist das Handeln des Zirkus dadurch gekennzeichnet, dass er seine Traditionen als tragendes Element im Bewusstsein bewahrt, würdig zum Ausdruck bringt und mit dieser Gewissheit jeden Tag Neuland betreten kann. Seine Performance stellt in jeder Sekunde die Selbstverständlichkeit des Verstehens, Sehens und Seins in Frage. Für die Artisten ist das, was wir als Stuhl identifizieren, nie nur ein Stuhl, nie nur eine Sitzhilfe. Vielmehr loten sie das Potential dieses tragfähigen Elements immer wieder aufs neue aus und geht mit den Dingen, die ihm begegnen, immer wieder neue Beziehungen ein. So werden Möglichkeiten nicht aus der formalen, gewohnten Besetzung der Dinge generiert, sondern aus der augenblicklichen Inspiration, einem Vermögen, welches die Gegenwärtigkeit des Menschen am besten zu beschreiben vermag, welches jedoch gewöhnlich hinter der Präsenz des bekannten und alltäglichen versteckt und verhindert wird.
Es geht also nicht darum, den Images der Dinge gerecht zu werden, sondern um ein ständiges Fragen und Bewerten, wie ich mich heute zu den Dingen verhalte, wie ich auf sie eingehe, wie eine sinnvolle Symbiose aus der Begegnung zur Zeit und am Ort entsteht. Mit solch einem fragenden Bewusstsein überfordert uns die Präsenz all der Dinge, die wir für selbstverständlich halten, die aber in der Realität nicht ein wirkliches, wirksames Verhältnis mit uns eingehen.
Es ist ein großer Unterschied, ob ein fokussiert handelnder Mensch sich der Dinge bedient, die sein Wollen unterstützen oder die Dinge, die uns umgeben, anhand ihres Images zum Handeln auffordern. In der Überflutung unserer Umgebung mit Bedienungsanleitungen ist es nicht einfach, die eigenen Handlungsmuster zu finden. Wir sind dermaßen mit konfektionierten Handlungs- und Beschäftigungsapparaturen umgeben, dass es so scheint als ob unsere eigenen Bedürfnisse aus diesem Spektrum zu decken wären. Jedoch vermögen diese in der Regel nur sehr ausschnitthaft auf uns einzugehen und sind durch ihre Eigenständigkeit in erster Linie als Ersatzhandlung zu verstehen.
Im Zirkus steht der Akteur im Vordergrund. Er ist es, der die Dinge zu seinem Nutzen interpretiert und sich ihrer bedient. Die Dinge sind nicht das, was sein Handel ermöglichen sondern die es lediglich unterstützen. So kommt der Zirkus mit wenigen, hocheffizienten Mitteln aus ohne dabei steril oder simpel zu wirken, ganz im Gegenteil. Die Kreativität, mit der

das Fast-Nichts zum Einsatz gebracht wird, erzeugt eine wesentlich stärkere Präsenz der eigentlichen Handlung und unterstützt die Motive des Handelnden ohne dabei selbst in den Vordergrund zu treten.
Wenn man also den Zirkus als Bild anführt, um Motivationen und Beispiele für ein selbstverständliches, nachhaltiges Handeln und Denken zu finden, kann man feststellen, dass dieser die Konsistenz und Effizienz der Mittel bis aufs Äußerste ausreizt und auf diese Weise, nicht zuletzt durch sein ständiges Bemühen darum, die eigene Effizienz und Präsenz steigert.
Mobilität gilt in unserem Verständnis als einer der schwerwiegendsten Ressourcenfresser und bedroht die Stabilität der Energieversorgung und des Klimas mehr denn alle anderen unserer Handlungsweisen. Es ist nicht allein unsere eigene Bewegung über den Planeten, sondern genauso die Mobilität der Verbrauchsgüter, die wir ganz selbstverständlich durch die Gegend transportieren ohne uns dessen jemals bewusst zu werden. So kommen die Blumen aus Südamerika, das Wasser aus Südfrankreich und die Äpfel aus Israel. Die Mobilität des Zirkus ist jedoch eine andere. Sie setzt nicht ihr ganzes Publikum in Bewegung, sondern findet sich dort ein, wo es zuhause ist. Der Zirkus installiert nicht eine Klimazone, die es ihm mit gewaltigen Energieaufwendungen ermöglicht, immer an einem Ort das Optimum zu finden, sondern bewegt sich in einer Weise, die den Jahreszeiten gerecht wird und sich diese zu Nutze macht. So ist es nicht ein kurzschlussgepoltes Klimazonen- und Eventhopping, welches unserem fernsehgewöhnten Erlebniserfahrungen gleich kommt, sondern eine Bewegung, die in der Kontinuität einer dauernden Anpassung liegt; eine Kontinuität, die sich zwischen den Angeboten des Klimas und den Bedürfnissen des Zirkus eingefunden hat.
Dieses Motiv zu übersetzen, könnte bedeuten, dass wir uns überlegen, inwieweit es möglich ist, uns dem Klima gerecht einzurichten und danach unseren Handlungsrahmen zu bemessen, anstelle eine permanente und konstante Klimazone zu installieren, die alle äußeren Umstände ignoriert. In Betracht ziehen wollte ich dabei weniger die reelle Mobilität unserer Häuser, sondern vielmehr ihre Flexibilität. Es ist zu untersuchen, inwieweit es möglich ist, dass die uns zur Verfügung stehenden Volumen sich auf unterschiedliche Bedingungen einstellen können. Damit ist sowohl der jährliche Wechsel der Jahreszeiten gemeint als auch die davon relativ unabhängigen Bedingungen der Nutzungsanforderungen und räumlichen Bedürfnisse. Dafür müssten unsere Räume jedoch erst einmal von ihrem Status als Lagerhalden befreit werden und als Handlungs(spiel)räume erkannt werden. Könnten wir, so wie es der Zirkus tut, Raum als etwas verstehen, das unsere Möglichkeiten anstelle die der Dinge repräsentiert, dann könnten wir mit weniger Aufwand, Pflege, Zeit und Sorge zu einer wesentlich effizienteren Nutzung und räumlicher Qualität kommen.
In seiner Mobilität nutzt der Zirkus an jedem Ort die vorhandenen Infrastrukturen. Es wäre absurd, mehr als das wirklich Nötige und Individuelle in der eigenen Verfügungssphäre ständig mit sich herum zu tragen. Aber ist es nicht genauso absurd, dass jede Wohnung in ihrem Neben- und Übereinander mit den anderen sie umgebenden die ewig gleichen Infrastrukturen dauernd vorhält, ohne in einem sinnvollen Maß zum Einsatz zu kommen? Sie können also lediglich ihren Anspruch räumlich behaupten, tritt aber kaum mit uns und zu unserem Nutzen in Beziehung. Mobilität als Beweglichkeit verstanden, ist eine Qualität, die nicht nur uns sondern auch unseren Raum und unsere Umwelt immer wieder neu ins Verhältnis zur Gegenwart setzt, und zwar zu den gelebten und nicht zu den abgebildeten und vorgedachten Motiven des „Gewohnten“.

akteure und statisten

Wir bauen, weil wir wohnen. Wir wohnen nicht, weil wir gebaut haben. Oder etwa doch?
Mit dieser alten Tatsache im Hinterkopf fängt jedes Nachdenken über und Planen von Architektur mit der Frage an, wie es sich denn gestaltet dieses Wohnen und was es ist, welches eine Form sucht. Die Antwort darauf ist selten eindeutig. Was wir heute planen wird erst übermorgen gebaut und muss dann Jahre lang bestehen.
Wir gestalten ein Setting, welches vielleicht den Erfahrungen der Vergangenheit gerecht wird, sich jedoch nur selten und schwerfällig dem Gegenwärtigen stellt und in seinem zukünftigen Bestand eine Vergangenheit abbildet. Die engagierten Wohnungsbauprojekte des vergangenen Jahrhunderts haben jeweils mit einem Nutzerprofil gearbeitet, welches entweder nur als Projektion vorhanden war, lediglich einen gesellschaftlichen Teilaspekt einbezogen hat oder im Verhältnis zum Baubestand relativ kurzweilig existent war. Noch immer dienen uns diese Vorlagen als teilweise gesetzlich verankerte Entwurfsgrundlagen. Der Komplexität unserer heutigen Gesellschaft ist damit nicht mehr gerecht zu werden. Auf alle Versuche, Gleichheit und Angemessenheit rational herzustellen, reagiert der Mensch mit den Wildwüchsen seiner Individualität. So stellt sich mir die Frage, wie wir dieser Tatsache gerechter werden können, wie wir in blinder Vorausschau auf wechselnde Nutzer und Bedürfnisse reagieren können, wie wir dem Mensch außerhalb eines projektierten Gesellschaftsbildes einen Platz einräumen können.
Auch dafür möchte ich den Zirkus in meine Überlegungen mit einbeziehen. Er stellt für mich ein gesellschaftliches Bild dar, welches trotz seiner traditionellen Erscheinung in einer interessanten Art und Weise die Vielschichtigkeit und Komplexität unserer gegenwärtigen Entwicklung nachvollzieht und damit umgeht.
Der Prozess der individuellen Ausdifferenzierung erzeugt in unserem Alltag eine Künstlichkeit, die relativ wenig mit den Notwendigkeiten des Lebens zu tun hat, jedoch in einem hohen Maß unser Kommunikationsverhalten prägt. So wird die Routine des Handelns und Seins hinter eine Fassade von Ambitionen, Werten und Images gestellt. Diese Bilder, die wir mit uns wirken lassen, tragen unser gewünschtes Selbstverständnis nach Außen und stellen es somit in eine öffentliche Auseinandersetzung. Nur zu oft verrät schon eine ungelenke Bewegung die Ambivalenz von Innen und Außen. Dafür bieten diese zwiespältigen Bilder eine weiterreichende Möglichkeit, miteinander in ein Verhältnis zu treten, Schwächen, Stärken und Ambitionen zu kommunizieren. Die Bilder, die unser Auftreten erzeugen, stehen nur noch bedingt für eine Klasse, eine gesellschaftliche Zugehörigkeit. Die Zeichen und Symbole sind austauschbar und frei kombinierbar geworden. Die Statussymbole vergangener Jahrzehnte werden heute unabhängig von Einkommen und Tätigkeit instrumentalisiert. Selbstverständlich gibt es ganz starke, einkommensabhängige und bildungsrelevante Unterschiede, jedoch lassen diese kaum eine Aussage über den gesellschaftlichen Status einer Person zu. Eine rein monetäre Bewertung von Lebensqualität wird den Möglichkeiten der Lebensgestaltung nicht gerecht.

Das Einzige, was meiner Meinung nach als gesellschaftliches Unterscheidungsmerkmal greift, ist die Differenzierung zwischen Akteuren und Statisten. Dieses Merkmal ist weniger messbar und bedarf einer viel genaueren Betrachtung. Es hat eine Vielzahl von Erscheinungsformen und ist nur individuell bewertbar. Dafür bietet es vielen die Chance, sich selbst in diesem Spannungsfeld einzuordnen. Es ist ein offenes System und schafft die Möglichkeit, im Laufe eines Lebens oder sogar Tages mehrmals die Seiten zu wechseln. So ist jeder mal Akteur und mal Statist, die beiden Pole bedürfen einander. Der Akteur braucht den Zuschauer, den Kunden, den Neugierigen, den Teilnehmer oder die Unterstützung; der Statist sucht Zugehörigkeit, Beschäftigung, Unterhaltung, Angebote.
Zugehörigkeiten sind nicht mehr zwangsläufig über Familien, Arbeitsverhältnisse, Kommunen, Städte, Regionen oder Nationalitäten ausfindig zu machen, sondern vielmehr über „Communities“. Wir differenzieren und finden uns heute innerhalb einer offenen Gesellschaft verstärkt über Interessengemeinschaften oder sogenannte Netzwerke, denn über unsere Herkunft.
So versteh ich den Zirkus mit seinen Akteuren und Statisten als eine Interessengemeinschaft, eine Community innerhalb des komplexen Gesellschaftssystems aus einer Vielzahl von Netzwerken . Auf einer übergeordneten Ebene ist also der Zirkus Akteur und die Zuschauer sind Statisten, innerhalb des untergeordnetem System Zirkus gibt es Statisten und Akteure, die in einem Wechselverhältnis zueinander stehen und permanent die Rollen tauschen. Das Wesentliche am Zirkus ist jedoch, dass alle hier Versammelten sich als Künstler, oder sagen wir besser als Akteure in diesem Kontext einfinden. Sie vereint, dass ihr ganz individuelles Talent einer Möglichkeit zur Entfaltung bedarf, eines Rahmens, der sie im einsamen Moment des Agierens auffängt, unterstützt und hervorhebt. Sie alle sind auf die Unterstützung ihres Umfeldes angewiesen, sei es zur eigenen Sicherheit, als helfende Hand oder zur Stimulierung der atmosphärischen Wirkung. Allein sind sie alle relativ unsicher, hilflos und vor allem nicht in der Lage, den gebotenen Raum über einen ganzen Abend zu erfüllen. So findet hier eine Gruppe von Extremindividualisten unter Berücksichtigung ihres ganz besonderen und artifiziellen Wollens zu einer gemeinsamen Form, zu einem synergetischen Handeln.

Das, was vor einigen Jahren noch als gutgemeintes Wollen und Wünschen im Schlagwort “Multikulti“ zum Ausdruck kam und heute durch Leitkulturgedankengut und “Kampf der Kulturen“ mit Angst besetzt ist, ist innerhalb des Zirkus gelebte und funktionierende Realität. Er identifiziert sich geradezu durch das respektierte Nebeneinander unterschiedlichster Kulturen und findet in der Ambivalenz und Vielschichtigkeit seine Stärke und Strahlkraft. So ist der Zirkus schon lange bevor es den Begriff der Globalisierung gab ein global player, eine Institution, die die Weite der Welt vor Augen führt und modellhaft repräsentiert.
Ein weiterer Aspekt, der mich an der Gesellschaft des Zirkus interessiert, ist die Motivation jedes Einzelnen. Wie beschrieben versteht sich jeder von ihnen als Handelnder, als Akteur, und in der Art, wie sie ihr eigenes Talent herausarbeiten, die sogenannten Alleinstellungsmerkmale identifiziert und darüber Persönlichkeit und Identität findet, als Künstler. Dieses Selbstbewusstsein und die Suche nach Anerkennung dessen strukturiert und fokussiert den Alltag der Artisten. Sie leben und arbeiten nicht für den Broterwerb allein, sondern stellen ihr Bemühen in den Dienst eines persönlichen Strebens. So steht hinter all den alltäglichen Unzulänglichkeiten immer eine

diese überragende High-Performance, eine Motivation, die den konditionierten Lauf des Lebens mit Hochpunkten anfüllt. Im Zirkus gibt es nicht lediglich Geburtstag, Weihnachten, Hochzeit und Tod als markante Zeitmarken, sondern eine ständige Demonstration von Spektakel, Aufmerksamkeit, Kult, Kunst, Kür und Kultur, Konzentration, Aktion, Reaktion und Gemeinschaft. Im Zirkus steht der Mensch im Vordergrund. Er vermag allein durch seine Kreativität, sein Wollen, Üben und Probieren eine Aufmerksamkeit und ein Staunen zu erzeugen, welches sich lediglich der Mittel bedient, welche uns allen zur Verfügung stehen: Seiner Selbst.

Das bewusst artifizielle des Handelnden stellt diesem einen erweiterten Handlungsraum zur Verfügung, der es ihm ermöglicht, sich selbst über unterschiedliche Muster zu verstehen, erkennen und auszudrücken. Die Schminke des Clowns, das Kostüm des Direktors, die Maske der Tänzerin gibt ihnen ein zweites Gesicht, mit dem sie ihrem inneren Selbst einen Ausdruck geben können, ein Ausdruck, der nicht über ihr gewöhnliches, natürliches Gesicht zum Tragen kommt. So kann die Künstlichkeit unsere verdeckte innere Komplexität in einer beispielhaften Weise darstellen und wird so unserem Sein wesentlich gerechter als alle Bemühungen um Authentizität.

So stellt sich nach meinem Ermessen eine Hochkultur da; eine Durchdringung des alltäglichen privaten und gesellschaftlichen Lebens mit Inhalten, die eine Kommunikation und einen Austausch vielschichtig stimuliert. Die vielgescholtene Erlebnis- und Eventgesellschaft erlebt und findet darin eine andere Form des Miteinanders, ein Miteinander welches einander nicht als Produzent und Konsument bedarf, sondern als Akteur und Statist – in wechselnden Besetzungen. Aus unserer seltsamen Informationsgesellschaft, die sich dadurch auszeichnet, dass zwischen Sender und Empfänger, zwischen Produzent und Konsument nur begegnungslose Einbahnstraßen liegen, könnte eine Formationsgesellschaft werden, eine, die nicht nur im Austausch von abstrakten Daten kommuniziert, sondern in einem kulturellen, artifiziellen Mit- und Nebeneinander agiert. Solch ein Handeln findet in unseren Wohnungen kaum Raum und entfaltet seine Wirkung nicht im Verborgenen. Wir brauchen Handlungs(spiel)räume, Räume die ein Agieren und Reagieren möglich machen. Im Mikrokosmos Zirkus will ich das gängige Schema von öffentlichen und privaten Raum nicht nachvollziehen. Der Zirkus unterscheidet vielmehr zwischen individuellen (den Wagen) und gesellschaftlichen (das Zelt) Räumen. Das Zelt in seiner Schlichtheit und Funktionalität ist ein Ort, der allen gleichermaßen dienlich sein kann. Er ist nicht ein öffentlicher Ort im herkömmlichen Sinne, bietet jedoch der Community die Möglichkeit, sich zu entfalten und nach der Idee des „roomsharing“ einer Vielzahl von Nutzern gleichzeitig und nacheinander zur Verfügung zu stehen. Wir brauchen mehr Zirkusdirektoren deren Geschäft es ist, solches möglich zu machen, dieser Gesellschaft Raum zu geben und damit Qualitäten schafft, die über ihren eigenen Gewinn hinausreichen. So ist hier vor dem Staat der private oder kommerzielle Investor gefragt, der sein Vermögen, seine Möglichkeiten durchaus eitel mit der großartigen Geste des Gastgebers, des Kurators schmückt. Das kann natürlich nur funktionieren, wenn man der Idee des Besitzens und Beherrschens die gewinnbringende Idee des Benutzens, Partizipierens und Teilens vorzieht. Jedoch sollten in solch artifiziellen Gesellschaften andere Werte möglich sein. So können wir vom Zirkus lernen, dass in einem Klima, in der dem Menschen in seiner Individualität Raum gegeben wird, dieser auch eine Wirkung nach außen entfaltet, sich selbstbewusst in eine Öffentlichkeit stellt und diese als einen Handlungsraum erkennt und erfüllt.

masken

Der Versuch, die formalen und stilistischen Elemente, die dem Zirkus zu seinem ganz eigenständigen Image verhelfen, eins zu eins in unser Wohnen und in die Architektur zu transformieren ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Weder die gestreifte Buntheit des Zeltes noch die historisierenden Kostüme oder der plakative Einsatz von Effekten sind Gestaltungsparameter, die man systematisch zu einer Entwurfsstrategie formulieren wollte. Zu verbraucht, besetzt und geschmäcklerisch kommen sie daher und zu wenig können sie uns eine Atmosphäre bereiten, die uns für unsere Architektur und unser Wohnen den angemessenen Ausdruck verleihen kann. Was mich jedoch trotzdem dazu verleitet, mich mit dieser Ausformung auseinander zu setzen, ist die Tatsache, dass der Zirkus über ein erstaunliches Spektrum an gestalterischen Stellschrauben verfügt, die er sehr gekonnt und variantenreich zum Einsatz bringt. Die Strategien, derer er sich dabei bedient, sind eine Betrachtung wert.

Die varieteehafte Erscheinung der Akteure und des Interieurs täuschen uns erst einmal und lassen uns schnell vergessen, dass wir auf einfachsten Holzbänken oder stapelbaren Schalensitzen sitzen, die auf einem kaum befestigten Boden stehen und wir uns an einem Ort befinden, der in Abwesenheit des Zirkus keine Verbindung mit uns eingeht. Die raumbildenden

Elemente des Zirkus sind im Verhältnis mit unserem gewohnten Raumbegriff fast substanzlos und erzeugen trotzdem eine starke Präsenz und in ihrer traditionell anmutenden Erscheinung ein Grundvertrauen.
Die Dinge, die im Zirkus einen Raum definieren und strukturieren, sind äußerst labil und temporär. Oft sind es nur einzelne Elemente, kleine Markierungen oder Maskierungen, die einen Raum beschreiben, eingrenzen oder in den Vordergrund stellen. Die Darsteller wechseln mit ihren Kostümen sogleich eine ganze räumliche Atmosphäre. Mit Hilfe einer Maske können sie sich innerhalb eines Augenblicks in einen anderen Kontext begeben und somit auch in den weiten Raum bis zum Publikum ihre austauschbare und instrumentalisierte Wirkung entfalten. Die Mimik und Körpersprache des Clowns zeigt uns, wie nur kleinste Veränderungen der selben Sache eine prägnante Veränderung der Atmosphäre auslösen können.
Es wäre wünschenswert, wenn wir - ähnlich wie der Zirkus - einen Ort zur Verfügung hätten, der genug Konzentration erzeugt, damit wir mit Hilfe von minimalsten Veränderungen einen Raum erzeugen können, der uns in unserer wechselhaft gefühlten oder gewünschten Atmosphäre aufnimmt und birgt. So wie das Zelt ein Handlungsrahmen ist, der alles für den Abend Nötige vorhält, jedoch die Dinge verbirgt, die augenblicklich keine Relevanz haben, könnten wir auch im Wohnen einen Raum erzeugen, in dem wir unterschiedliche Funktionen entfalten anstatt den Funktionen separate Räume zuzuweisen. Wenn man den Zirkus als Referenz betrachtet, stellt sich die Frage, ob es das schwere Interieur ist, welches aus einem Raum einen Raum für etwas Bestimmtes macht oder ob es nicht viel mehr die Anwesenden und deren Handeln ist. So geben sich in unserem Wohnen zwei Missstände die Hand und scheinen nur schwerlich von einander löslich zu sein - die Tatsache, dass

unsere Räume einem bestimmten Nutzen nach möbliert sind auf der einen, und die Ausschließlichkeit ihrer Nutzungsmöglichkeiten auf der anderen Seite. Der Zirkus zeigt uns einen Raum, der nicht über seine vollkommene Ausgestaltung funktioniert, sondern seine Qualität erst dann entfaltet, wenn er durch Handlung und Präsenz zum Leben erweckt wird.
Ein Podest ist im Zirkus, wie überall sonst auch, eine einfache Holzkiste und erzeugt doch für den darauf Platzierten eine erhabene Anwesenheit. Ein roter Teppich kann an einer Stelle, wo eben noch ein Trampolin stand oder ein Esel gekackt hat, ohne weiteres die Erwartungen auf Glamouröses erzeugen. Es sind zumeist nur kleine Variationen, die aus einem Tisch einen Küchentisch, einen Schreibtisch oder einen Esstisch machen. Es sind jedoch riesige Unterschiede, was wir uns im Allgemeinen unter einer Küche, einem Arbeitszimmer oder einem Esszimmer vorstellen. Die Tatsache, dass wir so genau zwischen den Dingen unterscheiden, möchte ich als eine kulturelle Leistung und als einen Ausdruck für unseren Zivilisationsprozess verstehen. Jedoch gestaltet es sich zunehmend als ein Irrtum, wenn dadurch unsere Handlungsmöglichkeiten eingeschränkt und konditioniert werden. Die subtile Art, mit der der Zirkus Wirkung, Bedeutung und Raum erzeugt, kann man als ein feinsinniges Verstehen von gestaltgebenden Möglichkeiten verstehen. Ist das, was wir als Maskerade oftmals diskreditieren, nicht in Wirklichkeit ein Zugang zu den psychologischen Tiefen unserer Empfindung, die schon als assoziiertes Symbol ihre Wirkung entfaltet und auf die Materialität des habtischen Erlebnisses und der gesicherten Anwesenheit fast komplett verzichten kann? Geht so eine Gestaltungsweise nicht viel präziser auf die Anforderungen der sich stetig wandelnden Bedürfnisse ein und schafft Raum, für eine freie, kreative Entfaltung unserer Möglichkeiten?

Hinter den Motivationen zu meinen “learning from“-Überlegungen steht der Versuch und der Wunsch, anhand bestehender und bekannter Systeme die Möglichkeit für einen anderen Umgang mit der uns umgebenden Umwelt aufzuzeigen und damit ein höheres Mass an Lebensqualität, verbunden mit einem nachhaltigen Handeln zu ermöglichen. Die Kurzweiligkeit und geringe Nutzungsfrequenz der Produkte, die dem Markt und der Logik des dauernden und kaum noch steigerungsfähigen Mehrkonsums entspringen, führen zu einem Ressourcenverbrauch, der bei einer weltweit größer werdenden Konsumentenschaft untragbare Ausmaße annimmt. Die Angst vor einer Milliarde autofahrender Chinesen hat sich als reelle Bedrohung

in unser Bewusstsein eingeschlichen. Die Maßstäbe dafür setzen jedoch nicht die Chinesen, sondern wir. Der technologische und wirtschaftliche Aufschwung von bevölkerungsreichen Regionen dieser Welt wird in erster Linie an der gesteigerten Kaufkraft des Einzelnen nachvollziehbar und erzeugt für die einen die Hoffnung auf immer größere Absatzmärkte, bei anderen die Angst vor einer zunehmenden Umweltbelastung. Diese Projektionen haben von hier und heute aus betrachtet durchaus ihre Berechtigungen, jedoch könnte sich auch nach dem „Prinzip Hoffnung“ ein anderer Umgang mit den Dingen etablieren. Es liegt im Wesentlichen an uns, also dem Verhalten und den Selbstverständnis der heute noch „ersten Welt“, in welcher Weise wir die Möglichkeiten des scheinbar uneingeschränkten Zugangs zu Energie und Materie uns zu Nutze machen. Die Standards, die wir leben und etablieren dienen dem Rest der Welt als Maßstab und Orientierung.
Immer wieder staune ich darüber, wie sich die gesellschaftlichen Ängste der Vergangenheit relativieren, Prognosen durch falsche oder zu wenige Daten erstellt werden und selten mit der Veränderbarkeit und reellen Veränderung unseres Verhaltens gerechnet wird. Ein Mahnen und Aufzeigen von prekären Situationen und Tendenzen halte ich für sehr wichtig, ich sehe jedoch in der verbreiteten Angst mehr Hoffnungslosigkeit als Handlungsräume für den Einzelnen.
So wie der Zirkus hier als eine Vorlage für einen anderen Umgang mit unseren Bedürfnissen des Seins auf dieser Welt steht, möchte ich auch “e-bay“ als System in diesem Kontext beleuchten. Inwieweit e-bay auch im Zirkus verankert ist, werde ich an anderer Stelle noch darstellen. Das Interessante an e-bay ist, dass es sich innerhalb kürzester Zeit in breiten Teilen unserer Gesellschaft etablieren konnte und langfristig ein verändertes Konsumverhalten prägen kann.

Im Grunde genommen ist an e-bay nicht viel Neues zu finden. Seit Produkte gehandelt werden, werden auch gebrauchte Produkte gehandelt. Der Markt dafür beschränkte sich jedoch auf die Leser von zumeist regionalen Zeitungen oder auf die Anwesenheit von temporären und äußerst unübersichtlichen (Floh-)Märkten. Was an e-bay wirklich neu ist, ist die strukturierte und regional übergreifende Sortierung und Bewertung der Produkte und Händler. Der vereinfachte Zugriff auf das erweiterte Angebot ermöglicht es jedem von zu Hause aus, seine materiellen Wünsche und Bedürfnisse mit dem Angebot an gebrauchten Produkten abzugleichen und ohne ein engagierter Händler zu sein, seine eigenen Produkte auf den Markt zu stellen. Auf diese Weise wird ein erheblich gesteigerter Warenfluss stimuliert. Es sind jedoch nur zu einem kleinen Teil neue Produkte. So gibt e-bay jedem die Möglichkeit, die Dinge, die einem persönlich ausgedient haben, die ein Fehlkauf waren oder die Erwartungen und Bedürfnisse nicht länger oder nur unzureichend befriedigen, zu veräußern und somit anderen dienlich zu werden.
Auf diese Weise können viele Produkte wesentlich stärker an die Bedingungen ihres reellen Nutzens gebunden werden. Jedes Produkt, das nach einer ersten Nutzungsphase einen neuen Nutzer findet, ist unabhängig davon, was es kann und wie es produziert wurde, als nachhaltiger zu bewerten als eines, welches aufgrund von Nichtbenutzung in einem unglaublich zahlreichen Nebeneinander in den Lagerhalden unserer Wohnungen oder gar auf dem Müll landet. E-bay könnte tatsächlich einen anderen Zugang zum Wert der Gegenstände ermöglichen und in dieser Konsequenz auch neue Dienstleistungen erschließen. Ich habe die Hoffnung, dass sich, bedingt durch die dauernde Verfügbarkeit der Dinge, der Wert des Besitzes relativiert und statt dessen der Wert des Benutzens etabliert. Sicherlich gibt

es eine Vielzahl von Produkten, die in einer Weise mit uns persönlich und unseren Erinnerungen verknüpft sind, dass wir uns ihrer sicher sein wollen, die wir immer bei oder um uns haben wollen. Diese Dinge meine ich nicht, sondern all die Produkte, die aufgrund ihrer Billigkeit, Präsenz und Optionalitäten zu uns dringen, aber schon aufgrund ihrer industriellen Fertigung kaum eine Individualität erzeugen können. Bei einer gesteigerten Präsenz des Systems e-bay könnte in Zukunft, bedingt durch die Relevanz des Wiederverkaufswerts, die Produkt-Qualität und Haltbarkeit erneut und verstärkt ein vom Markt gefordertes Kriterium werden.
Die Tatsache, dass die so gehandelten Produkte einer gesteigerten Mobilität unterliegen, erscheint erst einmal als Defizit, jedoch steht dieser professionell organisierten und effizienten Logistikleistung gegenüber, dass die Produkte oftmals als Neuprodukt wesentlich weitere Wege auf sich nehmen (made in china) und ihre Produktion einem wesentlich höheren Ressourcenverbrauch unterliegen.
Eine mögliche und absehbare Verfeinerung des Systems wäre, wenn, animiert und stimuliert durch den globalen Flohmarkt, eine neue, engmaschige und lokale Informationsstruktur entsteht. Sobald die Transportkosten den Wert des Produktes übersteigen oder das Produkt eine Dienstleistung ist, ist die regionale Verfügbarkeit von besonderem Interesse. Oftmals, um nicht zu sagen, fast nie wissen wir, was in unserer unmittelbaren Nachbarschaft an Potentialen vorhanden ist, beziehungsweise welche Möglichkeiten der Interaktion und Synergie von gebündelten Interessen und Bedürfnissen an einem Ort versammelt sind.
Wenn wir es lernen, die Dinge nicht als Besitztümer zu verstehen und zu bewahren sondern als nützliche Werkzeuge, die uns Lebensqualität und Komfort gewähren, könnten wir aus ihnen Handlungsmöglichkeiten und neue Dienstleistungen entwickeln und sie mit einer wesentlich höheren Effizienz betreiben und mit ihnen einen unglaublichen Mehrwert erzeugen. So kann jeder Bootsbesitzer ein Bootsverleiher sein; jeder Autobesitzer ein Chauffeur; jeder Hobbybastler ein Bohrmaschinenvermieter; jeder Sammler ein Aussteller; jeder Wissender ein Wissensvermittler; jede Küche ein Restaurant; jedes Gästezimmer ein Hotel; jeder Rasenmäher ein Kleinstunternehmen; jeder Waschmaschinenbesitzer ein Wäschedienst; jeder Raum, jedes Ding eine Möglichkeit und jeder Mensch ein Glied in einem unendlichen Konglomerat aus Bedürfnissen, Fähigkeiten und Optionen sein. Das Potential dafür ist durchaus vorhanden und auch das Internet und unsere sich weiter entwickelnden Kommunikationssysteme sind nicht am Ende ihrer sinnstiftenden Möglichkeiten angekommen. Die Tatsache, dass über Jahrzehnte gewachsene Beschäftigungsstrukturen sich verändern, Angestelltenverhältnisse an Bedeutung verlieren und der sogenannte dritte Sektor auf dem Arbeitsmarkt zunehmend staatliche Fürsorgesysteme unterstützen muss, eröffnet die Möglichkeiten für den e-bay geprägten Dienstleistungsmarkt und Warenfluss. Das erfordert, das aus unserer Marktwirtschaft eine Marktgesellschaft wird. Es ist als eine Aufforderung zu verstehen, aus der geheimen und gehüteten Isolation der Privatheit hervorzutreten und sich mit seinem Potential auf den Markt der Möglichkeiten zu stellen. Dort erschließen sich neben Handelsräumen Handlungsräume, dort begegnet sich eine Gesellschaft in handelnder Art und Weise.
Der Zirkus macht sich ebenfalls dieses System zu Nutze. Intern stellt er eine Gesellschaft, eine Community dar, in der jeder weiß, wo die Schwächen und Stärken der einzelnen Mitglieder liegen. Im Zirkus versucht nicht jeder für sich, alles allein zu beherrschen, sondern er stellt das Gelingen des Projekts in die

Abhängigkeit und das Vertrauen auf die synergetischen Effekte des Ganzen. Jeder ist sich seiner Funktion innerhalb der Gruppe bewusst und kann, wenn er seine persönliche High-Performance in einem gesicherten Rahmen weiß, sich in das kleingliedrige und alltägliche Handlungsschema einordnen. Man stelle sich einmal die Unmöglichkeit von Zirkus vor, wenn jeder Darsteller sein eigenes Zelt, seinen eigenen erweiterten Haushaltsbegriff und seine eigene Infrastruktur installieren wollte.
Wenn man den Zirkus als ein kleines, lokales System innerhalb einer übergeordneten Systemvielfalt betrachtet, zeichnet er sich dadurch aus, dass er bedingt durch die Mobilität, aber schlussendlich wohl auch aus Erfahrung die meisten Dinge, die er mit sich führt, auf ihren reellen Nutzen, auf ihre Leistungsfähigkeit ausgelegt sind. Sie haben kaum eine Daseinsberechtigung, wenn sie nur selten oder nie dienlich sind. Alles, was lokal vorhanden ist, muss nicht stets und ständig durch die Lande gefahren werden. Das geht soweit, dass der neuere Zirkus sogar das erheblich erweiterte Angebot von Spielstätten nutzt und sogar auf ein eigenes Zelt verzichtet. Die Gruppe von Akteuren und Attraktionen ist kein abgeschlossenes System. Jederzeit besteht die Möglichkeit, das Programm den lokalen Gegebenheiten und Möglichkeiten, seien sie durch das Publikum, die Jahreszeit oder besondere Anlässe bestimmt, zu ergänzen oder zu verändern.

Im System e-bay sehe ich die Möglichkeit, die aus vergangenen Epochen und unwirtlichen Regionen übernommenen Kultur des Sammelns aus unseren Gewohnheiten zu entlassen und uns wieder verstärkt der Idee des Jagens zu widmen. Jäger leben wie wir in Überflusslandschaften und bedienen sich am jeweils gegenwärtigen Angebot. Sammler hingegen sind durch die Unzuverlässigkeit des Angebots konditioniert. Sie sind in dauernder Sorge um ihre Güter. Die steinende Gerfasstheit ihres Sorgegutes macht sie unbeweglich und behindert ihr Jagen.
Tatsächlich sind Tendenzen deutlich ablesbar, dass sich der Besitz und Konsum von Gütern und Dienstleistungen virtualisieren lässt und die Dinge ihre unmittelbare Präsenz und Anbindung verlieren. Wer bereit ist, sich in „second life“ ein Paar teure Turnschuhe zu kaufen, hat ein neues Level der Abstraktion des Verhältnisses von Materie, Besitz und Identität erlangt.
Unsere Kommunikation war bis vor wenigen Jahren an die tatsächliche Präsenz an einem bestimmten Ort gebunden. Vor dem Telefon fand sie nur in der unmittelbaren Anwesenheit der Kommunizierenden statt. Das Telefon erforderte lange, dass sich der Angerufene an einem bestimmten, mit einer Nummer verbundenen Ort befindet. Erst das Funk- und dann kommerziell das Mobiltelefon ermöglichten eine ortsunabhängige Kommunikation und wir unterscheiden seit daher zwischen unserer Omnipräsenz und dem dazu gedachten Raum.
So, wie wir immer ein wenig darüber beschämt sind, dass es oft militärische Entwicklungen sind, die unseren technischen und ökonomischen Fortschritt auslösen, sind es auch Elemente und Entwicklungen aus der Welt der Unterhaltungsindustrie, die uns neue Handlungsmuster erschließen. So rücken die reellen Produkte und Dinge zunehmend in den Hintergrund und werden durch die Tatsache ihrer allgegenwärtigen Verfügbarkeit ersetzt. Ein “just-in-time“-Verhältnis zu den Dingen könnte unsere Lagerwohnungen von nahezu allem befreien und uns einen Ort bereiten, in dem wir unseren Raum in einem reellen Verhältnis zu den uns dienlichen Dingen entfalten können.
Auf diese Weise können wir unsere Sicherheitskäfige umnutzen und aus ihnen Bühnen und Handlungsräume machen, welche unseren eigenen Raum zum Zentrum und Gegenstand unserer Möglichkeiten machen: every cage is a stage

die markierung von räumen

oder: wie man sich selbst installiert

Es ist unverkennbar, dass wir immer mobiler werden und unser eigentliches Zuhause zunehmend dadurch charakterisiert ist, dass es der Ort ist, an den wir immer wieder zurückkehren, an dem wir uns und unsere persönlichen Dinge sammeln, der uns als Ausgangs- und Endpunkt dient, als Fixpunkt in einem wirren Koordinatensystem von Orten, an denen wir tätig sind, uns aufhalten, unsere Freunde und Bekannte aufsuchen, uns vergnügen. Für den einen sind es lediglich einige, wenige und immer die selben Orte: Der feste Arbeitsplatz an einem bestimmten Ort, das Vereinshaus, der Supermarkt, die Schrebergartenlaube und die alltägliche Rückkehr an den Ort, der Zuhause genannt wird; für andere sind es stetig wechselnde Orte mit großen Distanzen: Kurzfristige Arbeitsverhältnisse an wechselnden Orten, Freunde über die ganze Welt verstreut, Urlaub sonstwo, Einkaufen irgendwo, Familie ganz wo anders und nur ein kurzweiliger Rückzug an einen Ort, der spontan aus der Situation heraus als Zuhause identifiziert wird.

Mein eigenes “Wohnen“ oder “Zu-Hause“-Sein der letzten 18 Monate war dadurch geprägt, dass ich mit einer relativ hohen Frequenz meine Wohnadresse gewechselt habe und mich zudem häufig kurzfristig und kurzweilig an anderen Orten aufgehalten habe. So ging es mir darum, herauszufinden, was es bedarf, um einen Ort als den meinen zu verstehen, mich dort zuhause zu fühlen, die Nachbarschaft als meine Nachbarschaft zu identifizieren und als Teil dessen erkannt zu werden. So verstehe ich einen Ort, an den ich zurückkehre, bevor ich nach getaner Arbeit nochmals das Haus verlasse als Zuhause; sobald man nicht mehr in irgendeinen, sondern in einen bestimmten Laden in der Nachbarschaft geht, der Kioskbetreiber einen morgens grüßt und man weiß, wo man spät noch ein Bier trinken mag, wann man das Haus verlassen muss, um die richtige Bahn zu bekommen, die Geräusche, die man beim einschlafen hört keine fremden sind: Das sind Parameter, die einem ein Gefühl von Zuhause geben können.

Das Thema Mobilität ist in der Architektur und im Design, und spätestens seit den 1960er Jahren eines, mit dem wir uns - besonders im Studium - immer wieder auseinander setzen. Es gibt unzählige Studien, Modelle und Prototypen für ein mobiles

Wohnen - sei es auf Rädern, in Containern oder in anders gearteter Transporteinheiten. Die meisten dieser Bemühungen sind so ausgelegt, dass sie die Dinge, die ein komfortables Wohnen signalisieren, in ihr System als Miniatur mit einbeziehen und dadurch voluminös, teuer und nur schwerfällig beweglich machen. Diejenigen, die sich solche Systeme leisten können, werden mit dem gebotenen Raumvolumen wohl kaum zu befriedigen sein. Zudem ist der kurzweilige Aufenthalt, der für eine hohe Mobilität kennzeichnend ist, schon beendet, wenn mein persönlicher Container über den Seeweg endlich eingetroffen ist. Dem gegenüber steht eine temporäre oder minimale Architektur, die für einen Zweck, eine kurze Zeit oder wechselnde Orte, Nutzer und Bedürfnisse errichtet wird. Diese spricht nicht davon, dass wir darin unseren ganzen Hausstand herumtragen, sondern bietet einem mobilen Menschen einen Raum an einem Ort, wo unser personalisiertes Wohnen eben nicht vorhanden ist.

Die tatsächlich mobilen Wohnungen des Zirkus sind aus ihrer ganz besonderen und eigenen Form des kleinräumigen, langsamen und fortwährenden Mobil-Seins nicht als Beispiel für unsere großräumige und sporadische Mobilität tauglich. Wie an anderer Stelle ausgeführt, ist die Mobilität des Zirkus in diesem Zusammenhang in erster Linie als eine Möglichkeit und weniger als ein Zustand beschrieben und bezieht sich stärker auf die baulichen Aspekte als auf die reelle Mobilität der Akteure. Diese sind selbstverständlich ohne ihre Wagen ebenso wie wir um ein vielfaches schneller und effizienter. Der Mobilitätsbegriff, den ich an dieser Stelle skizzieren will, findet eher in den schnell wechselnden Atmosphären innerhalb des Zeltes seinen Ausdruck. Es geht mir um die Frage, was es bedarf, um einen Ort als den eigenen zu markieren.

Die Städte und Landschaften sind voll von Orten, die uns auf

6de.de - Diese web-page gibt es tatsächlich. Der wohl präsenteste Künstler in Berlins Mitte markiert - vergleichbar mit einem Hund - seinen Wirkungskreis mit Sechsen, die er nach eigenen Angaben vom Fahrrad aus bei 20 km/h platzieren kann. Als „Träger“ dienen ihm immer Oberflächen, die nur temporär sichtbar sind oder die eine Wertigkeit von „Müll“ haben und somit nicht als Schaden deklariert werden.

nehmen können, die uns Schutz, Rückzug und Privatsphäre bieten. Zunehmend erscheinen servicegestützte Appartementanlagen, Mitwohnagenturen und Wohngemeinschaften auf dem Wohnungsmarkt. Ein Teil unserer Gesellschaft verbringt mehr Zeit in Hotels denn in ihrem eigentlichen Zuhause, es gibt unzählige Möglichkeiten, möblierte Wohnungen, Häuser und sonstige Raumangebote zwischenzunutzen (www.zwischennutzungsagentur.de). Der öffentliche Raum bietet uns Orte, die temporär und für einen bestimmten Zweck uns mit unseren Bedürfnissen aufzunehmen vermag. All diese Optionen sind überall zahlreich vorhanden, es erfordert jedoch einen anderen Wohnbegriff und einen selbstbewussten Umgang damit, um sie als Orte zu identifizieren, die unserem Sein einen Raum geben können.

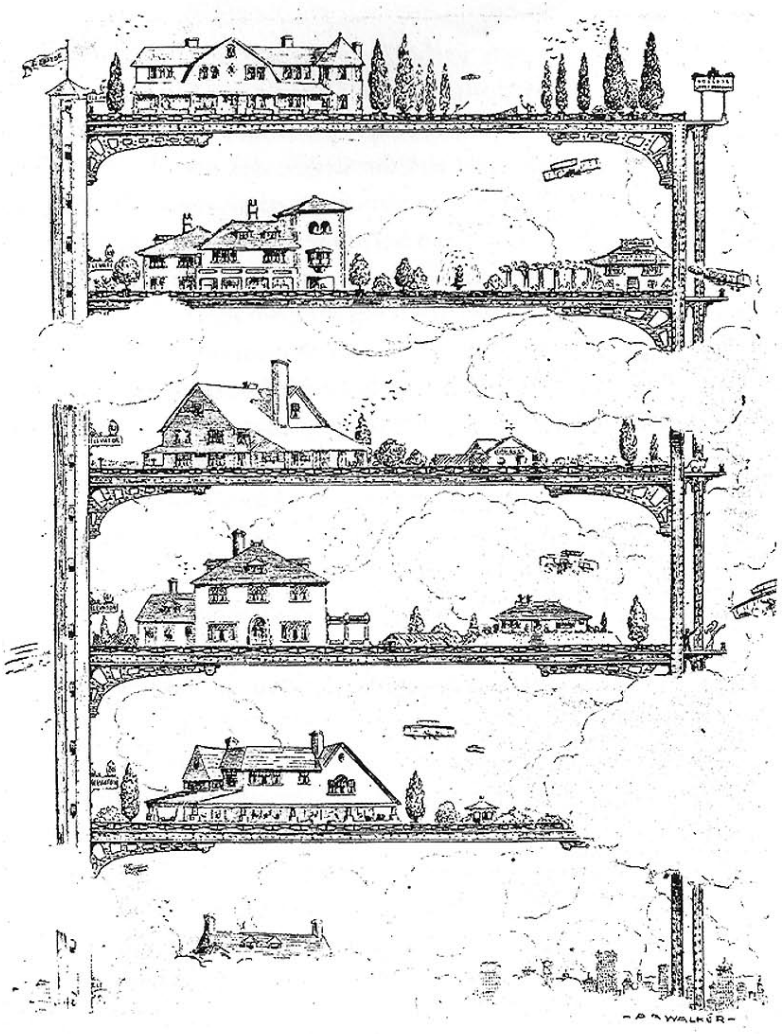
Ich erinnere mich an eine Triologie über die Familie Mann, die das ZDF produziert hat. In dieser wird Thomas Mann als eine Persönlichkeit dargestellt, der den bürgerlichen Werten und Vorstellungen seiner Zeit eng verbunden war und für den es äußerst wichtig war, sein Zuhause als einen Ort der Familie, der Gastlichkeit und der Arbeit zu verstehen. Mit der Verunsicherung und Bedrohung, die der Krieg für ihn brachte, fiel sein Wertekonzept, sein selbstverständlicher Handlungsrahmen auseinander und mit dem Verlust der Heimat und dem ständigen Ortswechsel setzte für ihn eine Phase ein, in der es ihm sehr schwer viel, sich konzentriert seiner Arbeit zu widmen. Trotz allem Komfort und aller Schönheit an den Stationen des Exils fehlte ihm das gewohnte Umfeld, die Atmosphäre der eigenen vollständigen Anwesenheit. Zu einer wirklichen Zufriedenheit war in seiner und der gesamtpolitischen Lage nur schwerlich zu finden, jedoch fand er zu seiner alten Tatkraft zurück, als endlich eine Kiste mit für ihn sehr wichtigen Dingen im Exil eintraf. Diese Dinge waren objektiv betrachtet nutzlose, ersetzbare Objekte, es war ein Kerzenleuchter, eine kleine Plastik und noch ein paar vergleichbare Objekte. Sie waren es aber, die immer auf seinem Schreibtisch standen, mit denen er sich immer umgab und die ihn in ein Verhältnis zu seiner Umwelt stellten. Die Anwesenheit dieser Dinge gab ihm die Gewissheit - egal an welchem Ort - ganz zu sein, zu wohnen.

Ich denke, für die meisten von uns gibt es Vergleichbares. Dinge, mit denen wir dermaßen in einem Verhältnis stehen, dass ihre Anwesenheit uns ein Gefühl von Zuhause, von Wohnen vermittelt, Dinge, die mit ihrer Ausstrahlung einen Raum einnehmen, der nur für uns erfahrbar ist und über viele widrige Umstände hinweg seine Wirkung entfalten kann. So spricht jedes Familienbild oder jede Kinderzeichnung auf dem Schreibtisch in einem unpersönlichen Großraumbüro davon. Die Musik, die wir vermehrt mit uns herumtragen, vermag Ähnliches. Unsere Laptops versammeln virtuell ein ganzes Zuhause in sich. Das eigene Kopfkissen lässt uns - wo auch immer - ruhig schlafen. Ein ausgebreitetes Tuch am Strand markiert unseren persönlichen und unantastbaren Verfügungsraum. In einen Autos fühlen wir uns trotz der Rundumverglasung sicher, privat und unbeobachtet. Für manche ist es ein Aschenbecher, ein Bild, der eigene Becher, ein Spielzeug oder Instrument. Für andere ist es das richtige Brot zum Frühstück oder auch nur die Struktur und Regelmäßigkeit des Tagesablaufs.

Wir entwickeln mit diesen Dingen eine Souveränität, die weit über das hinausgeht, was sie objektiv zu leisten im Stande sind. Wir markieren mit ihnen einen Raum, der uns selbst reflektiert, repräsentiert und in dieser Weise uns an fast jedem Ort aufzunehmen vermag. Die Orte erfahren eine Veränderung, die für jeden sichtbar und nachvollziehbar ist, besonders dann, wenn sie nicht in den Kontext passen; ihre ganz spezifische Wirkung entfalten sie jedoch nur für uns ganz persönlich.

raumstrategien

Die Größe eines Raumes hat maßgeblichen Einfluss darauf, in welcher Weise er uns aufnimmt, wie er uns umschließt und welche Qualität wir ihm zumessen. Ob wir einen Raum als (zu) groß oder (zu) klein empfinden, hat ersteinmal damit zu tun, was wir von ihm erwarten, was er ins Verhältnis setzt und welche Bedeutung er trägt. Das Maß eines Raumes wird jedoch in erster Linie über die Parameter der Bautechnik, der geplanten Nutzung und der Ökonomie bemessen und nur wenn diese einen gewissen Grad an Freiheit zulassen, sind wir in der Lage und glücklichen Situation, darüber hinausgehende Überlegungen über seine “emotionalen“ Qualitäten in Betracht zu ziehen. Der Maßstab dafür, was ein angemessener Raum ist, ist keiner, den wir aus einem Selbstverständnis ableiten könnten, wenn überhaupt, dann nur aus unserer Erfahrung, unserer Kultur und unserer ganz individuellen Einschätzung.
Die Bezeichnung Raum spricht davon, dass es sich dabei um ein geometrisch geordnetes, dreidimensionales System handelt, ein Volumen, welches über drei Koordinaten definiert ist. Erstaunlicherweise wird seine Ausdehnung jedoch in aller Regel über eine zweidimensionale Fläche, die des Bodens, qualifiziert. Diesen Missstand habe ich an anderer Stelle schon mal beschrieben, in der Wiederholung soll lediglich meine anhaltende Verwunderung darüber zum Ausdruck kommen.
Wenn wir Bewegungsbilder in unseren Wohnungen nachvollziehen könnten, Spuren der Wege, die wir gehen und Markierungen der Orte, an denen wir in ihnen verharren, würden wir se-



Das Theorem von 1909: Der Wolkenkratzer als utopisches Instrument zur unbegrenzten Gewinnung von Neuland an einem einzigen städtischen Standort. (aus: Koolhaas/ Delirious New York)

hen, dass wir lediglich eine minimale Anteil der reellen Fläche in Anspruch nehmen. Diese Wege leiten sich einerseits durch die räumliche Festlegung der bauliche Geometrie und Möblierung ab, andererseits durch den relativen Abstand, den wir zu den Dingen einnehmen. Würden wir danach unsere Wohnungen bemessen, hätten wir ein sehr schmales Gängesystem mit einer Vielzahl von Sackgassen. Es leuchtet ein, dass die Qualität und Nutzbarkeit eines Raumes nicht einzig über die Wegbarkeit ermittelt werden kann, nur im Abstand zu den Dingen können wir mit ihnen eine Beziehung eingehen. Nur wenn zwischen uns und den Dingen ein gewisses Maß an Distanz besteht, entsteht das Spannungsfeld, der Zwischenraum, in welchem die Grundvoraussetzung gegeben ist, dass sich die Räume - unserer und die der Dinge - in der beabsichtigten Weise begegnen und durchdringen können.

So ist die Nutzung und Qualität eines Raumes weniger dadurch bestimmt, wie er bemessen ist und was er enthält, sondern vielmehr dadurch, wie die Dinge und wir uns darin entfalten können. Solange man einen Raum nur über seine Grundfläche, die Möglichkeiten der Möblierbarkeit und die verbleibende Abstandsfläche bewertet, entsteht ein Profil, welches den Raum über seine zweidimensionalen Grenzen erfasst und nur eine eingeschränkte Aussage über die Möglichkeit der Ausdehnung enthält.

Der Raum, den wir einnehmen, ist erstmal ein unendlicher und wird durch die Anwesenheit von anderen, erst verdünnt und dann übertönt. Die endlose Weite einer leeren Landschaft kann uns ein Gefühl davon vermitteln, wie endlos unser eigener Raum ist; für die einen wirkt das bedrohlich, andere atmen darin erst auf. Wenn diese Weite von einem Anderen geteilt wird, entsteht eine Vermengung. Diese kann sich gut oder schlecht anfühlen, wir können sie begrüßen oder ihr auswei-

chen. Wände, Ebenen, physische Elemente vermögen relativ effektiv eine Trennung zwischen den Räumen die wir einnehmen und die der Anderen (Dinge) herzustellen. Sie separieren die räumliche Ausdehnung und schaffen eine Atmosphäre, in der unerwünschte Interventionen bis zu einem gewissen Grad eingegrenzt werden können. Sie bieten der eigenen Ausdehnung einen Rahmen und geben ihr eine Form. Damit geht jedoch auch einher, dass unsere Selbstwahrnehmung, die ihren besten Ausdruck und größte Gewissheit im Gegenüber und der Anwesenheit anderer erfährt, in ein rein selbstreferenzielles Feld gestellt wird. Zudem sind die Grenzen in aller Regel nicht danach bemessen, wie unser Ausdehnungsverhalten konstituiert ist und weist uns nur zu oft in einen Rahmen, der dem Sein wenig angemessen ist.

Die relative Dichte der Stadt macht es nachvollziehbar, dass derjenige, der sich selbst täglich in einem dichten Spannungsfeld erfährt, zu Hause die Isolation sucht. Es ist nicht die Anwesenheit der Anderen, die anstrengend ist, sondern unsere eigene reflektierte Gegenwärtigkeit, die uns am Ende des Tages erschöpft sein lässt. Das, was wir als “alleine sein“ verstehen, ist in erster Linie ein Zustand der eigenen äußerlichen Abwesenheit an einem Ort, der uns nicht herausfordert und uns die Möglichkeit gibt, in uns zu kehren beziehungsweise teilnahmslos zu sein. Alleine-Sein ist ein nicht spiegelndes Spiegelbild. Es ist die Installation eines Selbstbildes, in dem wir die Bewegungen des Umfeldes ausschließen und uns in einer reaktionslosen Ansammlung von Gewissheiten wiederfinden.

Ich bin der Meinung, dass es maßgeblich von unserem Raumbegriff und Raumverständnis abhängt, in welcher Weise dieses baulich und formal zum Ausdruck kommt. So ist für den einen ein kleiner Raum, der alle Bedürfnisse kompakt und sinnvoll arrangiert, der sich so weit wie möglich vor dem Außen ver-

schließt und eine Introvertiertheit in sich trägt, ein angemessener; ein anderer sucht die Weite und Leere und findet darin seinen Rahmen; der nächste sucht die Geborgenheit der schummrigen Dunkelheit und wieder ein anderer benötigt lediglich eine transparente Membran, die den eigenen Raum vom öffentlichen differenziert.
Räume finden über Wände ihre Grenzen und dehnen sich in etwa im gleichen Maß aus, wie sie von ihrem Ursprung aus einsichtig sind. So kann ein großes, dunkles Volumen über eine punktuelle, gerichtete Beleuchtung einen kleinen Raum hervorbringen, ein kleines Volumen mit Spiegeln oder über die visuelle Verbindung mit dem Außenraum einen verhältnismäßig großen Raum einräumen. Es ist jedoch ein großer Unterschied, ob wir den Raum in einer Spiegelung doppeln oder eine reelle Verbindung zu sich anschließenden Volumen schaffen.
Während sich unser Handeln ja tatsächlich in aller Regel auf einer ebenen Fläche ereignet und an die Bedingungen unserer physischen Ausdehnung gebunden ist, ist die Ausdehnung des Raumes, den wir dabei einnehmen, relativ unabhängig davon und gleichmäßig richtungslos. Wenn ich in der wunderbar funktionierenden (Frankfurter) Küche von Frau Margerethe Schütte-Lihotzky stehe und mein Handeln darin auf den 6,43 Quadratmetern eine optimale Entfaltung erlebt, so geht der Raum, den ich dabei einnehme und erlebe, über das aktionsoptimierte Volumen hinaus und bezieht den Blick aus dem Fenster und den durch die schmale Tür sich anschließenden und einsichtigen Raum mit ein. Wäre diese kleine Schachtel mit einem Oberlicht versehen, in dem Vögel und Flugzeuge im schnellen Durchflug die Weite des Himmels in einem kleinen Ausschnitt zu mir bringen und nachvollziehbar machen, würde der Raum über seine gebaute Gefasstheit keine Beschreibung mehr finden. Aus eigenem Erleben wissen wir alle, dass die Höhe eines Volumens, und sei es im Verhältnis zu seiner flächigen Ausbreitung, einen wesentlichen Anteil daran hat, wie wir uns darin fühlen. Ohne an Wand oder Boden irgendeinen Hinweis zu finden, vermögen wir räumliche Zonen allein über einen Wechsel der Deckenhöhe zu differenzieren.
Mir liegt nicht daran, dieses zu bewerten, zu sagen, hohe Räume sind großartig, niedrige Räume sind erdrückend. Mir liegt an der Feststellung, dass unterschiedliche Raumhöhen Unterschiedliches zu leisten in der Lage sind. Das bezieht sich einerseits auf das proportionale Verhältnis, welches daraus hervorgeht und dem Raum eine Richtung und Orientierung gibt, und andererseits auf unser Ausdehnungsvermögen.
Wir alle wissen, dass es ein riesiger Unterschied ist, ob wir auf einem zehn Zentimeter breiten Bordstein, also zu ebener Erde, balancieren oder auf einer zehn Zentimeter breiten Wand in vier Meter Höhe. Die Angst zu fallen ist die Angst vor dem ungewohnten Raum unter uns und hat mit unserem Vertrauen in unsere Fähigkeit einer Linie zu folgen meistens recht wenig zu tun. Der Raum über uns hingegen ist ein uns vertrauter und unterliegt einer ähnlich steigerbaren, jedoch anders wirksamen Dramaturgie.
Unabhängig davon, wie jeder Einzelne Raum versteht, wie Raum wahrgenommen, erlebt und gefühlt wird, geht die Tendenz dahin, dass wir - wenn wir die Möglichkeit haben - uns große und immer größere Flächen und somit auch Volumen aneignen. Den Wunsch, sich weiträumiger zu entfalten, kann und möchte ich keinem verwehren. Es stellt sich jedoch die Frage, ob die Qualität, die wir suchen, nicht auch anders zu erreichen wäre. Wenn wir unseren Platzanspruch im Bestand der gewöhnlichen Wohnungen decken wollen, entsteht eine ökologische und ökonomische Unverhältnismäßigkeit, die alle Bemühungen um ein ressourcenschonendes Verhalten unter-

laufen. So ist meine Arbeit davon motiviert, einen Raum- und Wohnbegriff aufzuzeigen, der das Gewohnte in Frage stellt und die Möglichkeit zur räumlichen Entfaltung von der funktionalistischen Flächenzahl abkoppelt. Solange wir unseren Raum als etwas verstehen, was innerhalb einer geschlossenen Einheit in einer klimatisch regulierten und beherrschten Atmosphäre seine Beschreibung findet, binden wir uns an die Konditionen des gewohnten Raumbegriffs und fügen uns damit in den Rahmen von Grundrissen, die unter ganz anderen Umständen für andere Bedürfnisse geplant wurden.
Ein Verfügungsvolumen, welches aus einer verhältnismäßig kleinen Fläche eine optimierte Entfaltungsmöglichkeit zu generieren vermag, muss mit trennenden und begrenzenden Flächen und Ebenen einen anderen Umgang finden. Wenn wir innerhalb einer umschließenden Hülle die Ausdifferenzierung von Nutzungsoptionen über feste, raumhohe und bodentiefe Wände innerhalb einer gleichmäßigen Distanz zwischen Boden und Decke herstellen, limitieren wir die Möglichkeit zur Ausdehnung und Entfaltung in einer Weise, die jede Nutzung in einmal gedachte Schranken weist. Jede Nutzungsoption lässt sich, wie es uns der Zirkus vormacht, mit einem minimierten Platzanspruch vorhalten und entfaltet erst im Augenblick des reellen Gebrauchs den Raum den es bedarf. So kann man eine Tür als etwas verstehen, was nicht unterschiedliche Zonen voneinander trennt, sondern als eine Möglichkeit, einen Raum zu eröffnen. Jede Tür sollte etwas größer sein als das, was sich hinter ihr verbirgt. Nur so kann man gewährleisten, dass das Ausdehnungsvermögen von den Dingen ausgeht und nicht von den begrenzenden und mit einem anderen Maß bemessenen Wänden. Die Separierung von einzelnen Räumen und die Festlegung ihrer Bedeutung hilft uns, Unterschiede wahrzunehmen und differenziert zu handeln. Ich beziehungsweise der Zirkus stellt in Frage, ob dieses Vermögen nicht auch auf eine andere, intelligentere und subtilere Weise stimuliert werden kann.
Das ökologische und ökonomische Problem, das sich bei unserem Raumhunger auftut, findet lediglich dort statt, wo wir versuchen, unseren Raumanspruch komplett in einem geschlossenen und klimatisierten System unterzubringen. Es ist einerseits die Überbauung und großflächige Konditionierung des regenerativen Ökosystems und andererseits die Klimatisierung eines Volumens, das weit über den reellen Bedarf und Gebrauch hinaus geht. Allein die Tatsache, dass wir Raum entfalten, ist in keinster Weise problematisch. So stellt sich die Frage, wie wir einen Außenraum gestalten können, der - eingebunden in die natürlichen Bedingungen des Klimas und passiven Möglichkeiten seiner Regulierung - uns die Möglichkeit zur individuellen Entfaltung gibt. Ein Außenraum, der sich lediglich über kleine Fenster erschließt und uns mit Lärm, Verkehr und grauen Straßen in Verbindung stellt ist keiner, der unseren individuellen Bedürfnissen und der Weise unserer räumlichen Entfaltung gerecht wird. Jeder, der einen Balkon, eine Loggia oder einen Garten hat, weiß um die Qualität, die diese Orte trotz ihrer oft minimalen Fläche zu entfalten vermögen. Im gewöhnlichen Wohnungsbau ist ihre Existenz ein gutes Marktkriterium, ihre Auslegung unterliegt jedoch einer ökonomischen Minderbewertung und führt dazu, dass sie ihrem möglichen Potential nur in den wenigsten Fällen gerecht werden.
Nur wer, ähnlich wie im Zirkus, alltäglich von einem individuell nutzbaren Aussenraum umgeben ist, macht unweigerlich die Erfahrung, dass unser Klima nur halb so unfreundlich ist, wie es von drinnen oft erscheint (und ich als alter Zimmermann teile diese Erfahrung). Über weite Teile des Jahres lässt sich ein lediglich passiv klimatisierter Außenraum für ein breites Spektrum von Handlungsoptionen und Daseinsformen nutzen,

ja erschließt sogar ganz neue. Wenn wir Wohnungen entwickeln, die in ihrer Kompaktheit unserem Bedürfnis nach Abgeschlossenheit, Kontinuität und Funktionalität gerecht werden und diese mit einem individualisierten Außenbereich sowohl optisch als auch aktiv in ein Verhältnis setzen, können wir mit kleinen regulierten Volumen eine gesteigerte räumliche Qualität und einen erweiterten Handlungsraum erzeugen.
Der konsequente Umgang mit diesem Ansatz bedeutet, dass wir das, was wir heute als Einheit aus Innen- und Außenwand, Böden, Decken, Dach und Raum verstehen, ausdifferenzieren in ein System mit Ebenen, die die Grundlage für die Installation von kompakten, eingestellten Wohneinheiten bildet. Das, was das Bauen teuer, energetisch problematisch und in der Umnutzung schwierig gestaltet, ist das starre, tragende und statische Konzept. Wenn dieses jedoch in einer Weise vorgehalten wird, die eine immer wieder neue Anpassung der Inhalte ermöglicht, relativieren sich die Kosten im Laufe der Jahre. Wenn wir also die tragende Substanz des Bestands erhalten können und neue Strukturen so anlegen, dass sie ein möglichst hohes Mass an Umnutzungsoptionen gewähren, können wir die Ebenen nutzen, um auf ihnen konstruktiv und bauphysikalisch entkoppelte Nutzungseinheiten zu installieren, die mehr Raum ergreifen als sie als Aufstandsfläche bedürfen. So könnten “Häuser“ in Zukunft als nichts anderes als geschichtete und geschützte Außenräume verstanden werden, die individualisierten Raum ermöglichen und darin unser Bedürfnis nach Wärme, Schutz und Geborgenheit ermöglichen.
Das, was uns an alten, teilweise tragenden, vor Witterung schützenden und lieb gewonnenen Fassaden erhalten bleiben soll, wird dann jedoch nicht mehr die Kehrseite unserer Innenwände sein, sie stehen dann komplett im Außenraum und dienen den leichteren Einbauten als Schutz, als “zweite Haut“.

bambule-hamburg.org

lebens-abschnitts-applikationen

Die Fertighausindustrie entwickelt Produkte, die den Bildern, die wir mit der Erscheinung eines soliden, die Generationen überdauernden Hauses verbinden, gerecht werden, in der Realität jedoch eine Qualität aufweisen, die sich lediglich der Gewährleistungsfrist verpflichtet fühlt. Der Versuch, den industriell gefertigten, montagefertigen Elementen über die Applikation von stilisierenden Materialien einen Anschein von Substanz, Authentizität, Individualität und Tradition zu verleihen, lässt vielen die Nackenhaare hochstehen. Dabei ist die Idee der industriellen Fertigung ja durchaus eine gute. Auf diesem Weg können wesentliche Anteile der prozessbedingten Abfälle reduziert, eine Vielzahl von bauphysikalischen Fehlern vermieden, wesentlich effizienter und kostengünstiger produziert und die Idee des Bauens auf vielfältige Weise neu interpretiert werden. Wenn man diese Bauweise von den gewohnten Bildern des

Hauses befreien würde, könnte sie in einer Weise geschehen, die ein hohes Mass an Flexibilität und Umstrukturierbarkeit zulässt, ja geradezu provoziert. Wenn wir diese “Häuser“ und Wände davon befreien könnten, dass sie die überdimensionierte Masse eines mehrgeschossigen Tragwerks ertragen müssen und jeder baulichen Widrigkeit gleichermaßen gewachsen sein sollen, wir sie stattdessen in den geschützten Außenraum auf die Ebenen und in die Tragstrukturen der zweiten Natur stellen würden, könnten wir mit wesentlich weniger Mitteln und leichten Materialien zum Ziel kommen. Die fest gefügte und verklebte Substanz unserer Häuser ist meiner Meinung nach ein Grund dafür, warum es im allgemeinen so schwer fällt, eine andere, angepasstere Möglichkeit des Wohnens zu sehen. Die Starrheit und Unbeweglichkeit der Angebote wirkt auch auf unser Bewusstsein und erstickt alle denkbaren Optionen der räumlichen Entfaltung im Keim.
Wir könnten, ähnlich wie wir es ja mit unseren Möbeln und teilweise sogar Partnern vermögen, Häuser und ihre strukturelle Beschaffenheit als Lebensabschnittsapplikationen verstehen. Ihre Austauschbarkeit sollte viel stärker auf den Wandel unserer Bedürfnisse eingehen und diesen dienlich sein. Dabei stelle ich in Frage, ob es heute noch wichtig und richtig ist, ein Haus als finanzielle Zukunftssicherung zu verstehen und darin soviel Geld wie möglich anzulegen. Zu Zeiten, als es zu wenig davon gab und sie einer wesentlich langsameren Konjunktur unterlagen, mag diese Investition noch sinnvoll gewesen sein. Heute jedoch stellt sich aufgrund von demographischen Prognosen und schrumpfenden Städten die Frage, ob der Wert eines 40 Jahre alten Hauses noch ein Gefühl von Sicherheit suggerieren kann oder ob es nicht vielmehr zu einer Bedrohung der persönlichen Freiheit wird und unsere Handlungsmöglichkeiten konditioniert.

Es gibt heute zunehmend den Ansatz, dass nicht mehr das Produkt selber den Markt dominiert, sondern vielmehr die Dienstleistung, die man um dieses herum entwickeln kann. So könnten die Produkte im Besitz des Herstellers bleiben, dessen Gewinn darin liegt, eine angepasste und gleich bleibende Qualität zu gewährleisten und bei Bedarf ein “update“ oder einen Austausch vorzunehmen. Auf diese Weise könnten technologische Effizienzsteigerungen wesentlich schneller eine flächendeckende Wirkung entfalten, auf die Umstände und Bedürfnisse der Nutzer besser eingegangen und die Produkte in einem kontrollierten Kreislauf geführt werden. Ein Produzent, der zur Rücknahme und Recycling verpflichtet ist, entwickelt ein eigenes Interesse an der Haltbarkeit, Wartung, Weiterverwertung und Nachhaltigkeit seiner Produkte (siehe hierzu: die Zukunftsmacher).
Selbstverständlich lässt sich so ein Modell nicht auf alle Bereiche des Bauens anwenden, es gibt jedoch mittlerweile eine Vielzahl von Produkten, die so produziert und auch vermarktet werden könnten. An anderer Stelle habe ich schon auf die als mobil gedachten Wohnlösungen verwiesen, die als komplette Einheiten ausgelegt sind. Unter dem Titel: “Parasite Paradise - a manifesto for temporary architecture and flexible urbanism“ sind eine Vielzahl von Projekten vorgestellt, die in den Niederlanden erprobt wurden. An die Herren Sobek und Fuller und deren Bemühungen habe ich an anderer Stelle schon verwiesen. Daneben sind weite Bereiche der besonders anpassungsbedürftigen Haustechnik, aber auch Sanitär- und Kücheneinrichtungen als “Module“ ausgelegt - allerdings zur festen und unflexiblen Montage. Die einzelnen Elemente, die in ihrer Gänze einen Haushalt ausmachen, könnten wesentlich stärker voneinander gelöst sein und dies auch räumlich klarer darstellen.

ww.buwschmidt.de

Wenn das der Fall wäre, könnte man sie als austausch- und anpassbare Einheiten lesen, ihre eigenständige Anwesenheit bzw. optionalen Abwesenheit könnte die Frage provozieren, ob diese Dinge und die Kosten, die sie erzeugen etwas mit mir und meinem Wohnen zu tun haben oder ob sie nicht auch verschwinden könnten, Raum geben könnten. Eine Küche, die da ist, nimmt Raum ein, auch wenn sie nicht beansprucht wird. Jeder Raum, der über die Möglichkeit eines Wasseranschlusses verfügt, beinhaltet die Möglichkeit ein Ort für Nahrung und der entsprechenden Zubereitung zu sein. Eine Küche, die optional ist, gibt mir die Möglichkeit, darüber zu befinden, was es und wie viel es denn ist, was ich da mit in mein Wohnen nehme.
So werden die Wohnhüllen der Zukunft wesentlich stärker als Objekte lesbar und ihre Erscheinung löst sich weiter aus den Bedingungen der Statik, des Wetters und der Tradition der Bauernhäuser, Schlösser und Burgen. Oberflächen und Materialien stellen sich in ein neues Verhältnis zu uns und ihrer Umgebung. Hier erschließt sich ein breites Feld für die Anwendung von nachwachsenden Rohstoffen. “Baustoffe“, die aufgrund ihres geringen Tragvermögens, ihrer nur bedingten Resistenz gegen Feuchtigkeit, UV-Strahlung, Feuer und starken Windanfall bisher im Hausbau nur sehr bedingt zum Einsatz gekommen sind, könnten in der Atmosphäre der natur2null ganz neue Einsatzgebiete finden.
Auch das Interieur verliert seine verklebte Unveränderlichkeit, stellt sich selbstbewusster dar, kommt nicht mehr als raumgreifende Wand kaschiert oder als Einbauteil daher, sondern sind als eigenständige Formen, als Objekte lesbar, welche so viel Raum einnehmen, wie es ihnen und uns dienlich und angemessen ist. Auf diese Weise geben diese Objekte Raum frei. Der Raum, der um sie herum fließt, ist ein Raum, den wir mit ihnen teilen können. Sie markieren nicht mehr die Grenzen des Raumes, sondern werden Teil dessen.

STRATEGIEN

Die auf den folgenden Seiten vorgestellte Agentur ist als Produkt und Konsequenz der vorangegengenen Überlegungen zu verstehen. Unter der Adresse **www.aCircus.net** hat die Agentur eine Webseite eingerichtet. Diese soll als Plattform für abgeschlossene und laufende Projekte dienen und stellt das Arbeitsspektrum der Agentur vor:

aCircus

Agentur für räumliche Lebensaspekte

Was passiert,

wenn ich eine Frage in den Raum stelle
oder mich selbst?

Was ist ein denkbarer Raum?

Was grenzt ein Raum ein und
was schließt er aus?

Was bedeutet es - etwas Raum zu geben
oder einen Raum einzunehmen?

Was sind öffentliche, private, soziale Räume?

Die Frage nach der Beschaffenheit und den Bedingungen des Raums ist eine, die **aCircus** nicht pauschal beantworten kann aber immer wieder neu stellt.

Die Definition des Raumes findet in den Grenzen von gebauten Volumen nur eine unzureichende Beschreibung. aCircus versteht Raum als etwas, was den Rahmen für die Möglichkeiten des Lebens beschreibt und diesen Formen und Ausdruck verleiht.

Bevor **aCircus** beginnt, Strukturen und Formen zu entwickeln, die den räumlichen Lebensaspekten und Bedürfnissen einen Rahmen geben, stellt sie Fragen und entwickelt Szenarien um so, losgelöst von gewohnten Bildern und Vorstellungen einen zeitgemäßen und angemessenen Raumbegriff ausfindig zu machen.

aCircus ist eine Agentur, die sich mit allen Aspekten der Lebensraumgestaltung befasst. Zu den Arbeits- und Forschungsschwerpunkten gehören Stadt-, Architektur-, Objekt- und Eventplanung sowie Beratung und Coaching in Fragen räumlicher Gestaltung, Wahrnehmung, Nutzung und Effizienz.

aCircus ist eine Plattform für unterschiedliche Unternehmungen:

clippclappsystems

Büro für angewandte Raumstrategien

clippclappsystems entwickelt individuelle Lösungen und prototypische Modelle zur Integration von funktionalen Raumaspekten und ist das Designdepartement von aCircus. Es wird der Ansatz verfolgt, alle Teilaspekte des Raum/gebrauchs/bedarfs zu analysieren und in ein ökonomisch, funktionales Gesamtkonzept zu stellen. **clippclappsystems** entwirft und plant Möbel und Objekte, entwickelt flexible und mobile Raumsysteme sowie Wohn-, Arbeitsplatz-, Freizeit- und Ausstellungslösungen.
Dabei geht **clippclappsystems** von einem Raumbegriff aus, der die Entfaltung der Möglichkeiten des Nutzers in den Vordergrund stellt. Darauf, wie räumliche Identität in den Bedingungen der Gegenwart hergestellt werden kann, konzentriert sich **clippclappsystems** in besonderer Weise.

natur2null

Agentur für Sekundärnaturen

natur2null ist der Expeditionsstab von aCircus und untersucht, analysiert und bewertet die Strukturen und Bedingungen der uns umgebenden Natur. Der Forschungsschwerpunkt liegt jedoch nicht in den letzten Vorkommnissen der von Klima, Jahrtausenden und Tektonik geformten Räumen der sogenannten ersten Natur, sondern in den von Menschen geschaffenen Landschaften und Formen unserer zweiten Natur. So sind die Experten von **natur2null** im “concrete jungle“ der urbanen Ballungsräume, in den öden Steppen von Suburbia und auf den Abenteuerspielplätzen der Industriebrachen und Infrastrukturnetzen zu finden. Wir verstehen diese Dinge nicht als Büro- oder Wohnhäuser, als Fabriken, Straßen oder Lagerhallen, Maschinen oder Fahrzeuge, sondern als eine zweite Ebene unserer natürlichen Umwelt. In diesen Angeboten suchen wir nach neuen Möglichkeiten der individuellen, räumlichen Entfaltung, suchen die grundlegenden und tragenden Schichten und befreien diese Strukturen vom Laub und Staub vergangener Generationen und Projektionen.
Dabei werden alle vorgefundenen Ressourcen einer eingängigen Prüfung unterzogen und die Möglichkeiten und Potentiale eines erneuten Einsatzes erwogen. Unsere zweite Natur ist wesentlich reicher an Materialien und Formen als die erste und ist noch lange nicht an die kreativen Grenzen der Nutzungsoptionen gestoßen. Die Forschungsarbeit von **natur2null** sieht sich dazu verpflichtet, diese Potentiale auszuloten und immer wieder in einen neuen Kontext zu stellen.

mama2null

aCircus hat die Tatsache, dass die Mütter dieser Welt ihren Schutzbefohlenen die Maßstäbe für die Standards eines vollkommenen Haushalts mitgeben als ein großes Dilemma identifiziert. Aufgrund von sich immer weiter ausdifferenzierenden Lebensentwürfen sind diese adaptierten Vorstellungen nicht länger hinnehmbar und bedrohen in ihrem kleinteiligen, vielzähligen und monostrukturellen Nebeneinander die Potentiale der hochverdichteten urbanen Räume.

mama2null will ganz gewiss keiner Mutter was Böses – ganz im Gegenteil, es geht vielmehr darum, die Vielzahl der Kleinsthaushalte aus der Bindung "häuslicher" Tätigkeiten und Möglichkeiten, die selbstverständlich fast alle Mütter dieser Welt innerhalb ihres ökonomisch organisierten Haushalts erledigen und vorhalten, zu befreien.

mama2null ist innerhalb von aCircus für die differenzierte Betrachtung von Wohnbegriffen und sozialen Lebensräumen zuständig und sucht nach Strategien, die Möglichkeiten aufzeigen, ein selbstbestimmtes Wohnen und den ökonomischen Umgang mit den alltäglichen Bedürfnissen des Lebens vereint zu betrachtet. So analysiert und differenziert mama2null die individuellen und allgemeinen Bedürfnisse und entwickelt aus diesen Daten Modelle. Diese bilden dann die Bedingungen ab, unter denen intelligente Kommunikationsstrukturen die allgemeinen Bedürfnisse durch ein engmaschiges Netzwerk an Dienstleistungen und Beziehungen wesentlich effizienter und professioneller befriedigen können und so zu einer gesteigerten Alltagsqualität führen.

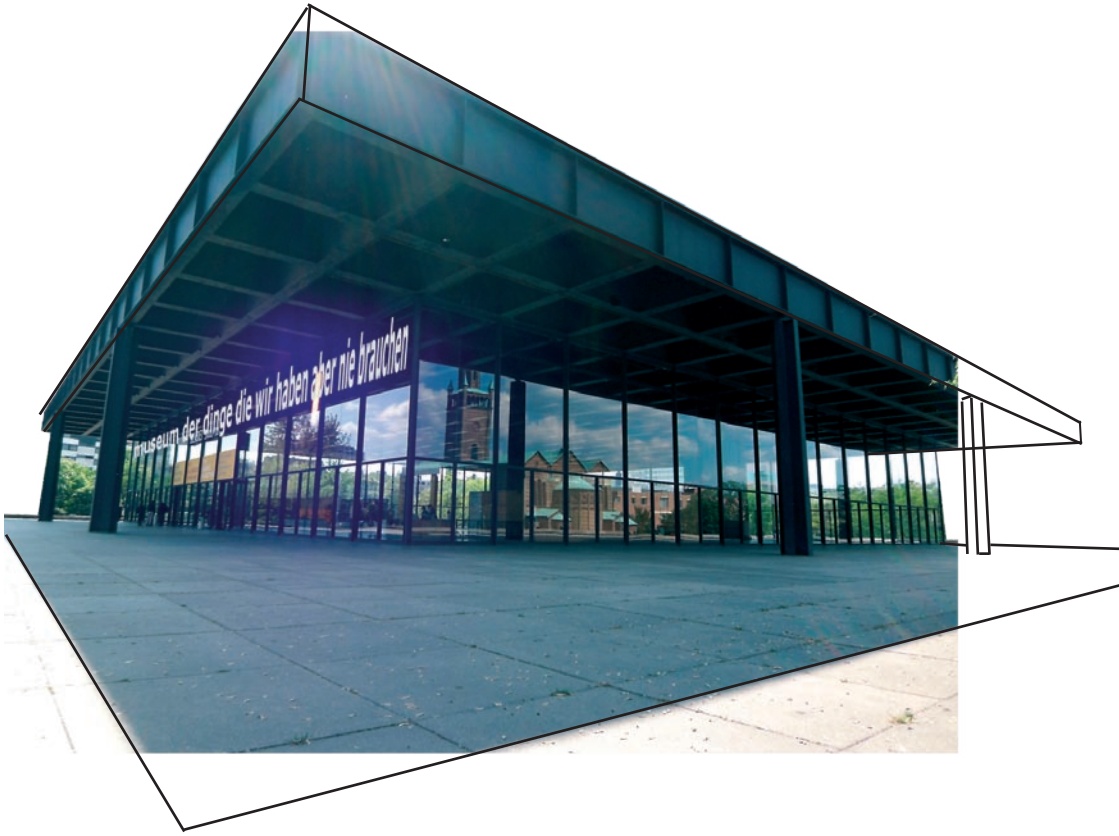
mama2null ist beratend tätig und entwickelt projektspezifische Modelle und Strukturen. Daneben entwickelt mama2null eine internetbasierte Plattform, die kommerzielle und private Dienstleistungen, Angebote, Bekanntmachungen und Nachrichten in einer unmittelbaren Nachbarschaft kommuniziert. Auf diesem Weg soll eine Informationsstruktur entstehen, die sich ganz unmittelbar über direkte und sich überlagernde Einzugsgebiete erstreckt und den allgemeinen Bedürfnissen und Möglichkeiten eine Plattform bietet. Die Tatsache, dass wir ohne Mühe in Erfahrung bringen, was heute bei der schmierigsten Kantine Londons auf der Tageskarte steht, aber nicht wissen, dass unser Nachbar, der nur vierundzwanzig Zentimeter von uns entfernt wohnt, dies und das hat, kann oder weiß und dies mit uns teilen würde, motiviert uns, Strukturen zu entwickeln, die die geballten und hochverdichteten Energiepotentiale des urbanen Raums aktivieren.

mama2null versteht die Stadt als einen Raum, der einerseits ein hohes Maß an Individualität zulässt und andererseits den Individuen die Möglichkeit gibt, durch Öffentlichkeit und Handlungsoptionen mit ihrer Umwelt auf vielfältige Weise in Beziehung zu treten.

museum der dinge die wir haben
aber nie brauchen

So wie der Bau von Kirchen das Göttliche aus unserem Bewusstsein gelöst und an einem Ort fixiert hat, so wie das Museum die Kunst und Schönheit dem Alltag entzogen und zu einer Installation gemacht hat, so möchte aCircus auch mit den Dingen umgehen, die sich statt dessen in unserem Bewusstsein und unserem Alltag verankert haben.
Das Verfahren scheint ein ganz einfaches zu sein: Man identifiziert die Dinge, die subtil auf unser Gemüt wirken und gibt ihnen - vermeintlich zur Steigerung ihrer Präsenz und in Ehrerbietung - einen eigenen, eingrenzenden Raum. In dieser Weise verortet man diese Dinge dermaßen, dass sie sich aller Alltäglichkeit entziehen und nur noch an den dafür vorgehaltenen Stätten und an zelebrierten Tagen zur Entfaltung kommen.

So möchten wir all die Museen und Kirchen, Orte der wirksamen Isolation, umnutzen, um in ihnen all die Dinge zu installieren, die wir in unser Selbstverständnis und unser Wohnen aufgenommen haben, aber in keiner oder kaum einer Weise mit uns in eine fruchtbare Beziehung treten.
aCircus stellt sich vor, dass diese baulichen Hüllen bis unter die Decke mit Hochregalen angefüllt werden. Jeder bekommt die Chance, eine Stellwand, eine Box oder einen kleinen Raum zu belegen und darin oder daran all die Dinge zu arrangieren, die er für sich selbst und persönlich als wichtig, identitätsstiftend und wertvoll betrachtet, die aber nie eine wirkliche Beziehung zu uns eingehen und in unserem Alltag keine Relevanz haben. Auf diese Weise können diese „Schätze“ sicher und trocken verwahrt werden ohne damit unsere knapp bemessene Wohnfläche zu belasten und permanent unsere Aufmerksamkeit einzufordern.



Wenn sich das Bedürfnis einstellen sollte, können diese Orte aufgesucht und die Dinge besucht werden. Vor Ort wird jemand sein, der unsere Box aus dem Regal holt und sie uns in einer angemessener Atmosphäre ausbreitet.
Dies könnte auch ein Ort sein, an dem wir unsere materialisierte Persönlichkeit einer interessierten Öffentlichkeit im Rahmen einer Ausstellung präsentieren können, austauschen oder verkaufen.
In dieser Weise möchte aCircus unsere Wohnungen von ihrer Überladung, Immobilität und Lagerhaltung befreien und erwartet, dass sich daraus ein anderes, ein bewussteres Verhältnis zu den Dingen einstellt.

ein Projekt von: mama2null

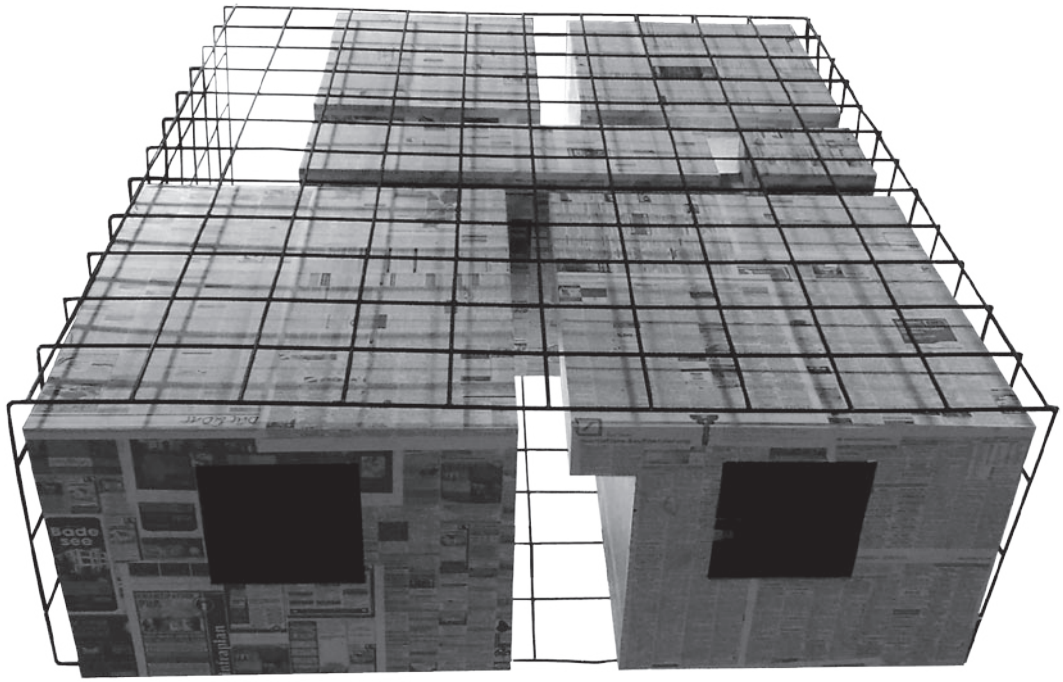
zu den Bildern auf den Seiten 34, 35, 36 und 45:

die Beschreibung des Raumes über seine Grenzen

Modell einer Wohnung M 1:5

Material:
Hartfaserplatte 5 mm,
außen: Flächen belegt mit Wohnungsanzeigen,
innen: Flächen belegt mit Werbematerial für
Wohnungseinrichtungen
eingefaßt mit einer Baustahlmatte
Maße ca. 1,6 x 1,8 x 0,55 m

Das Modell stellt eine Zweiraumwohnung mit einer Grundfläche von ca. 50 m2 und einer Raumhöhe von 2,5 m dar. Die Raumgrößen, Raumbelegungen sowie Fensterflächen orientieren sich an den Maßgaben, die die Wohnungsbaukreditanstalt Hamburg für die Förderung von Einpersonenhaushalten vorgibt.



Literatur:

Archplus 176/177 2006: Wohnen (und weitere), Aachen,
Arch+ Verlag

Archplus 183 2007: Situativer Urbanismus, Aachen,
Arch+ Verlag

Baldwin, J. 1996: Bucky Works, Buckminster Fuller`s Ideas for Today,
New York, John Wiley & Sons, Inc.

Bartels, Olaf 1999: Der Circusbau Krone,
Dölling und Garlitz Verlag, Hamburg - München

Benjamin, Walter 2006: Das Kunstwerk im zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit,
Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag

Beyers, Bert 1999: Die Zukunftsmacher, Frankfurt, Campus

Bloch, Ernst 1987: Freiheit und Ordnung,
Abriß der Sozialotupien, Leipzig, Reclam

Cohen, Jean-Louis 2006: Le Corbusier, Köln, Taschen

Der Spiegel Nr.8 2007: Der Digitale Maskenball, Hamburg,
Spiegel-Verlag

Döllmann, Peter; Temel, Robert 2002: Lebenslandschaften, Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und
öffentlich, Campus

Ferrara, Annette; Smith, Courtenay 2003: Xtreme Interiors, München, Berlin, London, NY Prestel,

Ferguson, Francesca (Herausgeberin) 2004: Deutschlanschaft, Epizentren der Peripherie, Hatje Cantz

Führ, Eduard 2000: Bauen und Wohnen, Martin Heideggers Grundlegung der Phänomenologie der Architektur, Waxmann

Fuller, R. Buckminster 1998: Bedienungsanleitung für das Raumschiff Erde und andere Schriften, Dresden, Verlag der Kunst

Gorman, Michael John 2005: Buckminster Fuller – Designing for Mobility, Skira Editore, Milano

Häusermann, Hartmut; Siebel, Walter 2000: Soziologie des Wohnens, Weinheim, München, Juventa Verlag

Häusermann, Hartmut; Siebel, Walter 2004: Stadtsoziologie, Frankfurt/ Main, Campus Verlag GmbH

Häusermann, Hartmut (Herausgeber u.A.) 1992: Stadt und Raum, Soziologische Analysen, Pfaffenweiler, Centaurius-Verlagsgesellschaft

Kähler, Gert, 2002: Wie gewohnt?, Klett, Leipzig

Koolhaas, Rem 2004: Content, Köln, Taschen

Koolhaas, Rem 2006: Delirious New York, Aachen,
Arch+ Verlag

Krausse, Joachim; Lichtenstein, Claude (Herausgeber) 2001: Your Private Sky: Diskurs R. Buckminster Fuller,
Verlag Lars Müller, Schweiz

Kreis, Mateo; Transform-Berlin e.V. (Herausgeber) 2006:
Designcity, Die Gestalten Verlag, Berlin

Kühn, Christian1989: Das Schöne, das Wahre und das Richtige, Adolf Loos und das Haus Müller in Prag, Bauwelt Fundamente 86, Braunschweig/ Wiesbaden, Vieweg & Sohn

Müller-Reppen, Friedjof, 1958: Le Corbusiers Wohneinheit am Heilsberger Dreieck „Typ Berlin“, Berlin-Grunewald, Verlag für Fachliteratur

Opaschowski, Horst W. 2000: Kathedralen des 21. Jahrhunderts,
Hamburg, B.A.T. Freizeitforschungsinstitut GmbH

Raap, Jürgen (Herausgeber),2006: Kunstforum International Bd.182,
Die dritte Haut: Häuser 1

Raap, Jürgen (Herausgeber),2007: Kunstforum International Bd.184,
Die dritte Haut: Häuser 2

Reck, Hans Ulrich; Szeemann, Harald (Herausgeber) 1999: Junggesellenmaschinen, Springer Wien New York

Roth, Fedor 1995: Adolf Loos und die Idee des Ökonomischen, Deuticke

Schmitt, Eduard (Hrsg.) 1904; Zirkus- und Hippodromgebäude im: Handbuch der Architektur, 4. Teil Entwerfen, Stuttgart

Schneider Brekel, Franz (Herausgeber)1998: Das virtuelle Haus, FSB

Sewing, Werner 2003: Bildregie, Architektur zwischen Retrodesign und Eventkultur, Bauwelt Fundamente 126, Basel, Birkhäuser

Sieverich, Gereon; Medicus, Thomas (Herausgeber) 2000: 7 Hügel, Zivilisation, Berlin, Henschel Verlag

Sloterdijk, Peter,2005: Im Weltinnenraum des Kapitals, Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag

Stachelhaus, Heiner 2006: Joseph Beuys, Berlin, List/Ullstein

Venturi/Scott Brown/Izenour 2001: Learning from Las Vegas, Bauwelt Fundamente 53, Basel, Birkhäuser

Smithson, Alison und Peter 1996: Italienische Gedanken, weitergedacht, Bauwelt Fundamente 122, Basel, Birkhäuser

Smithson, Alison und Peter 1996: Italienische Gedanken, Bauwelt Fundamente 111, Basel, Birkhäuser

SKOR 2003: Parasite Paradise, a manifesto for temporary architecture and flexible urbanism, NAI Publishers
Thierry, Solange (Hrsg.) 1989: Calder Intime; Musee des Arts Decoratifs, Paris

Votteler, Arno 1980: Multimobiles Wohnen, Stuttgart/ Berlin, Karl Krämer Verlag

Werresch, Katharina 2005: Wohnungsbau im Wandel der Wohnzivilisierung und Genderverhältnisse, Hamburg, Dölling und Galitz Verlag

Linz, Manfred 2004: Weder Mangel noch Übermaß, über Suffizienz und Suffizienzforschung, Wuppertal Papers

Audio:
der Vortrag: Bauen, Wohnen, Denken ist als Beilage auf einer DVD zu finden in:
Bloch, Ernst 1987: Freiheit und Ordnung, Abriß der Sozialotupien, Leipzig, Reclam

Bildnachweise:

Gorman, Michael John 2005: Buckminster Fuller – Designing for Mobility, Skira Editore, Milano: S. 58 oben

Koolhaas, Rem 2006: Delirious New York, Aachen, Arch+ Verlag: S. 84

Musee des Arts Decoratifs Paris/ Calder Intime: S. 22, 63

Nolting, Felix: S.18, 24

Wolf, Brett: S. 16, 17

WSI Stuttgart: S. 58 unten

alle weiteren Bilder: Andree Weißert